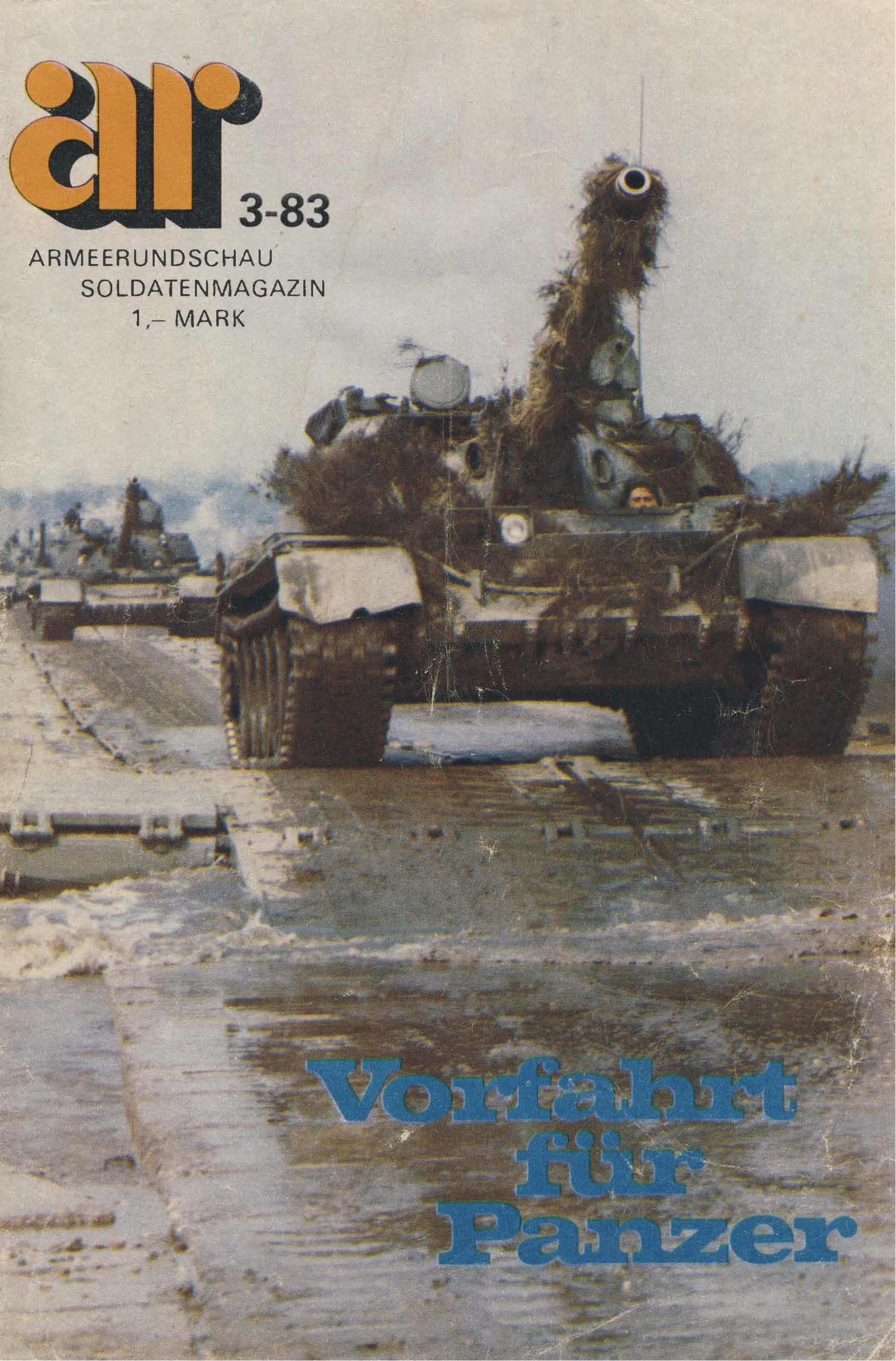

ar
3-83
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK
Vorfahrt für Panzer



Bild: Günter Sprengel



Was ist Sache?

Zuerst sagte mein Bruder, in der Ausbildung zähle die Normerfüllung. Nun aber meint er, das sei nur die eine Seite. Wie soll ich das verstehen?
Andreas Wibsella

Kann ich mit meinem Freund über Jugendtourist in die Sowjetunion fahren?
Patricia Gelbke

Es waren Urlaubsgespräche, auf die Sie sich beziehen. Mit Ihrem Bruder, der nun schon einige Zeit Soldat ist. Das erste fand in seinem ersten Urlaub statt, das zweite ein Vierteljahr später. In diesen zwölf Wochen war er schon wieder klüger geworden und sah nicht nur die eine Seite, die Normerfüllung in der Gefechtsausbildung, sondern auch noch eine andere.
Welche?
Ich will versuchen, etwas näher zu erklären, was gemeint ist. Und da Sie später einmal als Unteroffizier auf Zeit zur Artillerie gehen wollen, will ich mich an Artilleristisches halten.
Nehmen wir also an, Sie werden Geschützführer an einer Panzerabwehrkanone. Selbstverständlich gibt es auch hier eine Norm für das Herstellen der Feuerbereitschaft; sie beträgt weniger als zehn Minuten. Als feuerbereit können Sie das Geschütz melden, wenn seine Holme gespreizt und verriegelt sind, die Bezüge abgenommen wurden, das Zielfernrohr eingesetzt und befestigt ist, das Rohr durchgezogen wurde, der Verschluß geöffnet ist, die Munition griffbereit an der Pak liegt und die Bedienung ihre Plätze eingenommen hat. Alles das hört sich einfach an, ist es aber nicht – zumal in der Kürze der Zeit. Da braucht es viel Training, da muß bei jedem jeder Handgriff sitzen. Und ist die Zeitnorm geschafft, so richtet sich das Streben darauf, noch schneller zu werden und sie zu unterbieten.
Das ist die eine Seite.
Und die andere?
Wirklich feuerbereit und fähig zu sein, die Gefechtsaufgabe zu erfüllen, verlangt noch mehr. Militärisch nennt man dies den richtigen taktischen Einsatz. Muß die Pak nicht auch ein zweckmäßiges Schußfeld haben? Was ist gewonnen, wenn zwar die Zeitnorm erreicht oder gar unterboten wurde, aber die Feuerstellung ungünstig und das Schußfeld zu gering ist? Gilt es nicht auch, sich gut zu tarnen? Was nützt alles Mühen, wenn das Geschütz sich vom Hintergrund abhebt und durch den Gegner leicht zu erkennen (und damit zu vernichten!) ist? Wird unter allen diesen Umständen die Chance, als erster zu schießen und zu treffen, nicht verspielt oder zumindest stark eingeschränkt?
Weiteres sei genannt: Erfolgreiche Panzerabwehr, und dies bereits mit der ersten Granate, ist nur möglich, wenn man den Gegner kennt – die Gefechtsordnung, in der er angreift, seine Kampfesweise, die Eigenschaften seiner Panzer und die verwundbarsten Stellen. Die Entfernung ist richtig zu bestimmen, der eigene Vorteil zu erkennen und auszunutzen. Jeder muß fähig sein, ohne Leistungsminderung auch unter der Schutzausrüstung zu kämpfen...
Vieles also kommt da zusammen. Schnell sein ist gut. Nötig aber ist es, schnell und taktisch richtig zu handeln. Nur diese Kombination führt zum Sieg im Gefecht. Am vollendetsten wird sie erreichen, wer darum weiß und sein Soldatsein als höchst verantwortungsvolle Aufgabe, als Klassenauftrag für Frieden und Sozialismus begreift.

★

Für gute Leistungen wurde Ihrem Freund, der als Unteroffizier auf Zeit dient, von seiner FDJ-Leitung eine UdSSR-Reise mit Jugendtourist angeboten. Sicherlich wäre es für Sie beide ein großes und schönes Erlebnis, wenn Sie sie gemeinsam antreten könnten.
Dennoch muß ich Sie enttäuschen.
Wie in den Bezirken und Kreisen haben auch die FDJ-Organisationen in unseren Streitkräften ein begrenztes Kontingent an Jugendtouristreisen, so daß sich nicht alle Wünsche erfüllen lassen – selbst dort nicht, wo es die dienstlichen Gegebenheiten gestatten würden. Demzufolge gilt es, unter den Vorbildlichen die Vorbildlichsten auszuwählen, wenn es um die Reiseteilnahme geht. Schon dies fällt oft schwer. Schließlich ist die Anzahl der teilnahmeberechtigten Genossen, die sich durch politisches Engagement, Initiative, hervorragende militärische Pflichterfüllung und gesellschaftliche Aktivität auszeichnen, sehr groß. Würden nun zudem noch Reiseplätze an Freundinnen, Verlobte oder Ehefrauen vergeben, müßten andere Armeeangehörige und Grenzsoldaten darauf verzichten. Ich glaube nicht, daß Sie dies wollen.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur



Das alte Ungeheuer

Das blutbefleckte alte Ungeheuer
reckt bös den gieren Leib zum letzten Tanz.
Die Freiheitslieder schrecken es wie Feuer.
Die Friedenslieder irritiern es ganz.

Es hat sein Leben lang Profit gefressen,
Profit aus Menschenleben, Menschenblut.
Die Futterquellen verschließen sich indessen.
Da kommt das Ungeheuer hoch vor Wut.

Es reckt sich gräßlich auf in unsern Tagen.
Sein Atem stinkt vor nie gekanntem Gift.
Stellt euch entgegen, will mein Lied euch sagen.
Stellt euch entgegen, daß sein Schlag nicht trifft.

Stabsfeldwebel d. R. Helmut Stöhr

Blicke

Manchmal löst sich
aus blond umrahmter Freundlichkeit
still ein Blick
ins Ungewisse.

Indes
verharrt
in meinem erstarrten Gesicht
ein flüchtiger Blick
von dir.

Einmal,
unter der Tür,
der Blick fragt den Blick,
die Wange den Hals,
und der Mund gibt die Antwort,
setzt den Kuß auf das schmelzende Eis . . .

Feldwebel d. R. Hans-Joachim Gericke

Soldatenkinder

Die Kinder spielen auf dem Hof Soldaten.
Noch nicht bewußt, wie kompliziert das ist.
Die Jungen schnitzen sich aus Holz Gewehre.
Sie ordnen an, befehlen strikt: Du bist . . . !

Bist unser Hauptmann! Du sollst Leutnant werden.
Und du bist heut – marsch, marsch! – der Sabogent!
Mußt dich verstecken, hinter'm Haus im Schuppen.
Und wenn es knallt, daß uns da keiner flennt!

Und plötzlich geht ein Tag zu früh zu Ende.
Die Mutti ruft, denn es ist Schlafenszeit.
Fast alle Kinder möchten gern noch bleiben.
Nur einer denkt: Bloß gut, es ist soweit.

Und morgen werde ich den Leutnant spielen.
Ich ordne an. Befehle strikt: Du bist . . . !
Ein Sabogent zu sein macht keine Freude,
ist man mit Herz und Hand ein Volksarmist.

Günter Wagner



Bunte Panzer

Bunte Panzer
malt die Tochter mir
auf ein weißes Blatt
frag mich manchmal
muß das sein
was sie davon hat

Warum Panzer
frag ich meine Tochter
mal doch Haus und Baum
plötzlich wird mir
klar der Frevel
an ihrem Kindertraum

Ihre Träume
unsres Lebens Spiegel
alles was uns nützt
Sonne Haus und
bunten Panzer
der die Wünsche schützt.

Gefreiter d. R. Peter Winkler

Meinem Soldaten

Regen, drücke den Staub
auf die Felder
spüle ihm den Schweiß
vom Gesicht
Er soll atmen
Bring ihm einen Gruß
Wind
Zause sein Haar
denn schwer
hängen die nassen Felder
an seinen Stiefeln.

Oberleutnant Detlef Raupach
Mitglied der ZAG Schreibende Soldaten
des Kommandos LSK/LV

Briefe aus dem Gefängnis

(Für Rosa Luxemburg)

Ein schmaler Band von etwa siebzig Seiten.
Gefängnisbriefe einer Kämpferin.
Ihr Wort ist klug, voll Wärme und bescheiden.
In manchem Satz liegt ein verborgner Sinn.

Im Mai schrieb sie aus Wronke über Bäume,
von einer Silberpappel, „Flaum bedeckt“,
von „Lebensfreude“ ohne falsche Träume,
von einem Vogel, den sie liebt und neckt.

Aus Breslau schrieb sie in den Weihnachtstagen:
„Ach, Sonitschka, wie ein verweintes Kind“
stand hier ein Büffel, bis aufs Blut geschlagen,
so still, wie auch zerschlagne Menschen sind.

„Wie geht es Karl?“ – „Mein Herz krampft sich zusammen.“ –
„Nur fort von hier. Ich möchte bei Euch sein.“
Des Nachts war ihre Sehnsucht heiß wie Flammen.
Im „Tuch der Finsternis“ war sie allein.

„Ich bin so heiter, Sonitschka, wie immer.“
„So ist das Leben“, manchmal unbequem.
Doch nur im Grab gibt's keinen Hoffnungsschimmer.
Die Freiheit kommt gewiß.
TROTZ ALLEDEM!

Unteroffizier d. R. Kurt-Rudolf Böttger

Illustrationen: Karl Fischer



Der Kommandant

Dieser schwarzhaarige Mann interessiert uns Reporter. Über der Uniform eine braune Schwimmweste, am linken Oberarm eine rote Binde, in den Beintaschen weiße Starthülsen von Signalmunition, um den Hals die Trillerpfeife an einem Bändchen, in den Händen ein gelbes und ein rotes Fähnchen – so geht er an einer Pontonbrücke geschäftig hin und her. Mal eilt er in seinen Gummistiefeln auf die schwimmenden stählernen Planken, dann marschiert er zurück ans schlammige Ufer, schwenkt die beiden Flaggen, pfeift jemanden heran, ruft anderen mit lauter Stimme irgend etwas zu. In seinem wettergegerbten Gesicht und an seiner Bekleidung entdecken wir Spuren vergangener Arbeiten. Ein Ölstreifen, breitgedrückte Erdkrumen, etliche Modder- und Wasserspritzer. Mühsam nur entziffern wir auf der roten Binde die beiden weißen großen Buchstaben KÜ. Wir haben den „Kommandanten der Übersetzstelle" vor uns.

„Hauptmann Fischer", stellt er sich vor. Chef der 1. Pontonkompanie im Truppenteil „Kurt Römling". In den frühen Mor-



genstunden waren seine Pontoniere mit ihren schweren KrAZ- und Ural-Fahrzeugen, mit ihren Schützenpanzerwagen hierher an die Havel gekommen. Noch nicht einmal eine halbe Runde hatte der große Zeiger seiner Armbanduhr vollendet, da waren die Pontons abgeworfen, aneinandergekoppelt, war die Brücke eingeschwommen, die Einsatzbereitschaft dem mot. Schützenkommandeur, dem sie hier unterstehen, gemeldet worden. Es sei etwas kompliziert gewesen, meint Uwe Fischer, da die Havel Hochwasser führe, die Ufer überschwemmt und der Erdboden weich seien. Wir blicken uns um. Die mächtigen Räder der Pontonfahrzeuge haben tiefe Furchen in die Erde gepreßt, nachsickerndes Grundwasser füllt die Rinnen. An anderen Stellen ist von einer Spur überhaupt nichts mehr zu sehen; statt dessen schwarzer, breiiger Morast, von unzähligen Reifen der jetzt ankommenden Kfz immer wieder umgerührt, die Kraftfahrer zur Hergabe ihrer ganzen Manövrierkunst zwingend.

Seine eigentliche Aufgabe als Pionieroffizier habe er doch mit dem Bau der Brücke gelöst, weshalb noch jetzt diese zusätzliche Funktion, wollen wir vom Kommandanten wissen. „Sie gehört dazu", antwortet er. „In der Regel ist es so: Der-



jenige, der die Brücke baut, ist auch für ihre Sicherheit, für die Organisation des Kommandantendienstes an der Übersetzstelle verantwortlich." Für Hauptmann Fischer nichts Neues, zwanzigmal wurde er bereits als KÜ befohlen, er versteht sein Handwerk.
Am heutigen Tag hat der Kompaniechef ein mot. Schützenregiment mit all seinen Verstärkungsmitteln sicher und schnell über den Fluß zu bringen. Vom Regimentskommandeur erhielt er ein Organisationsschema des Übersetzens. Auf dem Papier ist jede Einheit vermerkt – wann sie an der Brücke eintrifft, wie lang ihre Kolonne ist. Ein Fahrplan des Übersetzens gewissermaßen. Nun läßt sich aber manches Geplante nicht so ohne weiteres in die Parxis umsetzen, werfen wir Reporter ein. Bei den kilometerlangen Anmärschen aus den Bereitstellungsräumen können Havarien eintreten oder Straßen sind plötzlich unpassierbar, es müssen Umwege gesucht werden. Da kann also der Zeitplan durcheinander geraten, können auf einmal zwei Kolonnen hier auftauchen. „Das stimmt", bestätigt Hauptmann Fischer. „In solchen Fällen muß der Kommandant entscheiden. Er ist hier an der Brücke der Kommandeur, der alles dirigiert. Ein Grundsatz steht fest: Kampfeinheiten müssen zuerst rüber! Kommt also ein Panzerbataillon und ein rückwärtiger Troß zusammen an, dann gibt es nur eins: Panzer haben die Vorfahrt! Sie werden ja vorn im Gefecht gebraucht. Ebenso die Schützenpanzerwagen, die Artillerie . . . Mitdenken, die Aufgabe des mot. Schützenregiments sich zu eigen machen, ihm weitgehend zu helfen – das gehört zu unserer Pionierehre. Und so muß ich auch hier handeln."
Nun ist der Kommandant ja auch nur ein Mensch, er kann nicht sofort alles an der Übersetzstelle überschauen, gleichzeitig an jedem Ort sein, -zig Handlungen allein ausführen.





Ob beim Festlegen der Panzerfahrstrecke, beim Transport der Pioniertechnik oder beim Einschwimmen der Brückenteile – auf seine Stellvertreter muß sich der Kommandant (im unteren Foto rechts) verlassen können

So hat denn Uwe Fischer einige Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten aus seiner Kompanie, die ihn unterstützen und mithelfen, das zu verwirklichen, was er uns anfangs als Organisation des Kommandantendienstes nannte. Zwei Offiziere stehen ihm als Gehilfen unmittelbar zur Seite, GKÜ 1 und 2 nennt sie die knappe Militärsprache. Ein „Offizier Brücke" ist für die Sicherheit unmittelbar auf dieser Fahrstrecke verantwortlich. „Er führt ein Übersetzjournal", erklärt der Kompaniechef. „Vermerkt darin jede die Brücke passierende Einheit, registriert genau, wieviel Räder- und Kettentechnik über die Pontonbahn fährt. Wichtig auch, um später zu Hause den Abnutzungsgrad des Brückenbelages ausrechnen zu können."
Der Hauptmann lenkt unsere Blicke auf den Fluß. Wir sehen ein ankerndes Rettungs- und Sicherungsboot. In ihm Taucher – bereit, bei einem Unfall sofort eingesetzt zu werden. Diesseits und jenseits der Brükke hat Genosse Fischer Uferkommandos gebildet. Es sind Pioniere, welche die An- und Abfahrtstellen instandhalten, aufpassen, daß sich da nichts verschiebt, von der Brücke womöglich Anker herunterfallen. Immerhin geht es ja nicht geruhsam vonstatten, wenn schwere Technik hinüberrollt. Auf und nieder schwankt da die Brücke, Wellen schwappen über die Fahrbahn, es rumort und zerrt an den Verbindungsstellen.
Weit vor der Übersetzstelle hat der Kommandant Regulierer eingesetzt. Sie befestigen an den Anfahrtsstrecken Wegweiser, damit sich keine Kolonne verirrt, womöglich in eine Sackgasse gerät, sondern auf dem sichersten Wege zu ihrem Ziel gelangt. Auch uns Reportern fielen die weißen Holztäfelchen mit der Inschrift BÜST ringsumher an den Bäumen auf. Das Zeichen für Brückenübersetzstelle.
Und schließlich der Kontrolldurchlaßposten. Ihn stellte Uwe Fischer an die 80 Meter vor der Brücke auf. Dieser Soldat steht an einer Ampelanlage. Grün oder rot zu schalten, die Fahrt frei zu geben oder zu stoppen, das darf er nur auf Befehl des Kommandanten. „Ich weise ihn mit Flaggen oder über Funk ein. Meine Funkstelle steht hier neben mir in dem SPW 40 P2."
Vielfältige Funktionen, die miteinander harmonieren müssen, wollen die Pioniere auch hier ihrer Aufgabe, Wegbereiter für die anderen Waffengattungen zu sein, gerecht werden. Der Chef der 1. Pontonkompanie hat seine Männer gut in der Hand. Noch nie in seiner langjährigen Praxis als Übersetzkommandant gab es eine Panne, eine Verzögerung, die seine Pioniere verursacht hätten und

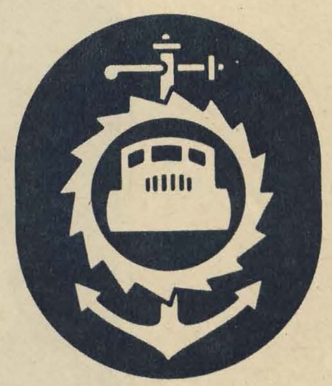


die zu Lasten der Nutzer ging. Über die Brücken seiner Kompanie kamen bisher alle Truppen sicher und zügig voran. Auf die solide Arbeit dieser Pontoniere konnten die anderen Waffengefährten stets vertrauen. Und so ist es auch hier an der Havel.

Wir beobachten eine Kolonne nach der anderen. SPW, Ural, LO, ZIL – es gibt kein Stocken. Etwas ängstlich die einen Kraftfahrer. Immerhin ist das hier keine feste Ebene, die Brücke bewegt sich, das macht die Unerfahrenen unsicher. Sehr forsch dagegen andere Kraftfahrer. Kaum haben sie Halt auf den Planken, geben sie feste Gas, donnern ans Ufer, daß es alle im Wagen nur so durcheinanderschüttelt. Hauptmann Fischer wiegt mißbilligend den Kopf. „Das ist Unsinn. Wie leicht werden da Pontons beschädigt. Und was könnte erst passieren, wenn sich mal einer versteuert. . . Die beste Geschwindigkeit ist 30 km/h. Die muß eingehalten werden. Damit würden die Truppen uns Pionieren einen großen Gefallen tun, uns helfen." Und er hat noch einen Rat parat: „Auf der Brücke müssen die richtigen Abstände eingehalten werden: Mindestens 20 Meter bei den Räder-, 35 Meter bei den Kettenfahrzeugen. Dadurch wird vermieden, falls mal einer bremsen muß – was ansonsten verboten ist –, daß sich der Nachfolgende auf ihn schiebt, unsere Brückenverbindungen zerrissen werden."

Spricht's und stiefelt wieder los. Reißt die Fähnchen hoch, trillert mit der Pfeife, ruft einen LKW heran. KÜ – diese Buchstaben auf seiner Armbinde sind wir geneigt, so zu deuten: Konfliktlose Überfahrt.

Text: Oberstleutnant Horst Spickereit
Bild: Leutnant d. R. Manfred Uhlenhut



Dienstlaufbahnabzeichen der Pioniere der Landstreitkräfte

Erst wenn die Brücke richtig gekoppelt ist und einwandfrei steht, erteilt der Kommandant dem Kontrolldurchlaßposten an der Ampelanlage den Befehl, die Überfahrt freizugeben

Jenny Marx (Ölbild eines unbekannten Künstlers)



Vor einhundert Jahren, am 14. März 1883, starb Karl Marx. Überall auf unserer Erde gedenken die fortschrittlichen, die wissenden Menschen dieses Kommunisten.
Sein Lebenswerk war, die Proletarier aller Länder mit Verständnis und Wissen um ihre eigene Lage auszurüsten, mit einer Weltanschauung, die wissenschaftlich und in jedem Punkt bewiesen und also wahr ist. Marx hat die wirkliche Rolle der Arbeiterklasse, ihren wirklichen Platz in der Menschheitsentwicklung bestimmt. Er entdeckte die Mechanismen der Ausbeutung und Unterdrückung, wie sie noch heute in der Welt des Imperialismus funktionieren. Er legte das Unwesen des Kapitalismus bloß. Er wies die Wege, die zu beschreiten sind, damit die Ausplünderung der Volksmassen durch eine Handvoll Besitzender ein für allemal ein Ende hat.
Millionenfach ist Marx' Lehre in die Tat umgesetzt worden. Was Karl Marx entdeckte, erkannte und analysierte, ist das sichere Fundament, auf dem wir stehen, ist unser geistiger Besitz, ist Anleitung für unser tägliches Handeln.



Karl Marx als Student in Bonn (Zeichnung)



Wir sind Marxisten.
Wir sind Millionen.
Wir werden immer mehr.
Karl Marx, dieser geniale Theoretiker, dieser Geistesriese, dessen Gedanken den Fortbestand der Welt in Gegenwart und Zukunft bestimmen, dieser Karl Marx war zeit seines Lebens ein über die Maßen Verliebter. Er war ein Mann aus Fleisch und Blut, der seine schöne Frau Jenny mit der größten Zärtlichkeit und Bewunderung liebte.
Karl und Jenny blieben ein Liebespaar, bis ihre Herzen nicht mehr schlugen. Oft mußten sie sich in lange Trennungen fügen. In solchen harten Zeiten blieben ihnen nur die Briefe, um einander von ihrer Sehnsucht, ihren Nöten, ihren Kämpfen und ihrer Liebe zu erzählen.
Uns ist es erlaubt, in den sorgsam gehüteten und so für die Welt erhalten gebliebenen Briefen von Karl und Jenny zu lesen.
Wie schwer und bedrängt das Leben dieser beiden unvergänglichen Menschen auch oftmals gewesen ist, sie fanden doch stets Worte größter Innigkeit und Ermutigung füreinander.
Was sie einander schrieben, waren immer

BRIEFE

LIEBES

Marx an seinen Vater, November 1837

„Verzeihe, theurer Vater, die unleserliche Schrift und den schlechten Styl; es ist beinahe 4 Uhr, die Kerze ist gänzlich abgebrannt und die Augen trüb;...
Grüsse gefällig meine süsse, herrliche Jenny. Ihr Brief ist schon 12mal durchlesen von mir und stets entdecke ich neue Reitze. Es ist in jeder, auch in stylistischer Hinsicht, der schönste Brief, den ich von Damen denken kann."

Jenny von Westphalen an Karl Marx, 1839

„Liebes einziges Liebchen! Herzchen bist Du mir auch nicht mehr böse, bist Du auch nicht in Sorgen um mich? Ich war so aufgeregt, als ich zu letzt schrieb, und in solchen Augenblicken sehe ich dann alles noch viel schwarzer und schrecklicher als es wirklich. Verzeihe mir einziges Liebchen, daß ich Dich so ängstigen konnte, aber ich war vernichtet durch Deinen Zweifel an meiner Liebe und Treue. Sag Karl wie konntest Du das, wie mir so trocken das niederschreiben, einen Verdacht äußern blos weil ich etwas länger als gewöhnlich geschwiegen,...
Die Liebe des Mädchens ist anders als die des Mannes, sie muß auch anders sein. Das Mädchen kann freilich dem Mann nichts anders geben als Liebe und sich und ihre Person so wie sie ist ganz ungetheilt und ewig. In gewöhnlichen Verhältnissen muß auch das Mädchen ihre volle Befriedigung in der Liebe des Mannes finden, sie muß alles andre in der Liebe vergessen.
Nun aber Karl denke Dir meine Lage, Du achtest mich nicht, vertraust mir nicht..."

Jenny von Westphalen an Karl Marx in Bonn, August 1841

„Schwarzwildchen wie freu ich mich, daß Du froh bist und daß mein Brief Dich erheitert, und daß Du Dich nach mir sehnst, und daß Du in tapezirten Zimmern wohnst...
Ach lieb, lieb Liebchen nun mengelirst Du Dich noch gar in die Politik. Das ist ja das Halsbrechendste. Karlchen bedenk nur immer, daß Du daheim ein Liebchen hast, das da hofft und jammert und ganz abhängig von Deinem Schicksal ist. Du lieb lieb Herzchen, hätt' ich Dich nur erst mal wiedergesehen... Ach, Liebchen wie viel denk ich in den schlaflosen Nächten an Dich und Deine Liebe...
Gelt ich kann Dich doch heirathen?
Ade. Ade, mein Liebchen"

Marx an Jenny Marx in London, Juni 1852

„Liebes Herz!
Dein Brief hat mich sehr gefreut. Du brauchst Dich übrigens gar nicht zu genieren, mir immer alles mitzuteilen. Wenn Du armes Teufelchen die bittre Realität durchmachst, ist es nichts weniger als billig, als daß ich wenigstens ideal[1] die Qual mitdurchlebe. Ich weiß übrigens, wie unendlich elastisch Du bist und wie das geringste Günstige Dich wieder neubelebt. Hoffentlich hast Du diese Woche noch oder höchstens bis Montag andre 5 £."
(engl. Pfund, d. Red.)

Jenny Marx an Karl Marx in Paris, Juni 1844

„Du siehst, mein theures Herz, daß ich nicht mit Dir rechte und fodre Aug um Auge, Zahn um Zahn, Brief um Brief, ich bin freigebig und großmüthig, hoffe aber, daß meine zweimalige Erscheinung vor Dir nun auch bald eine goldne Frucht mir einbringen wird, – ein paar Zeilen, nach denen mein Herz sich sehnt, ein paar Worte, die mir Gesundheit und ein bischen Sehnsucht verkünden. Ich möchte so gern von Dir vermißt werden und Dich ein wenig nach mir verlangen hören. Doch nun schnell, ehe wieder die Tagescour beginnt, ein bulletin über unser Kleinchen; denn dies dritte ist doch jetzt die Hauptperson im Bunde und das was mein und Dein zugleich ist ist doch das innigste Band der Liebe. Das arme Püppchen war nach der Reise recht elend und leidend und es stellte sich außer einer Unterleibsverhärtung eine förmliche Überfütterung heraus. Das dicke Schwein mußte zugezogen werden und sein Entscheid war dann eine

Amme zu nehmen, da es bei der künstlichen Ernährung nicht leicht wieder aufkommen werde. Du kannst Dir meine Angst denken. Doch nun ist alles überstanden; das liebe kleine Klugaug saugt prächtig an einer jungen gesunden Amme, einem Mädchen aus Barbeln, der Tochter eines Schiffers der Vaterchen so oft gefahren. Die Mutter hat dies Mädchen als Kind einmal in bess'ren Zeiten ganz angekleidet, und – welch ein Zufall – dies arme Kind, dem Vaterchen täglich einen Kreuzer geschenkt, schenkt jetzt unserm Kind Leben und Gesundheit...
Lieb Herzchen, ich hab' oft gar zu große Sorgen, wegen unserer Zukunft, in der Nähe, wie in der Ferne, und ich meine ich bekomme die Strafe für meinen hiesigen Übermuth und meine Üppigkeit. Wenn Du es kannst, so beruhige mich darüber. Es spricht alles zu viel vom Ständigen *Einkommen. Ich antworte dann blos mit meinen Rothen Backen, meinem weißen Fleisch, meiner Sammtmantille, Federhut und Grisikopfputz. Das schlägt am besten und tiefsten und wenn ich dafür niedergeschlagen werde, sieht es doch Keiner. Das Kindchen ist so blendend weiß, daß jeder sich wundert und so fein und zierlich."*

Marx an Jenny Marx in Trier, Juni 1856

„Mein Herzensliebchen.
Ich schreibe Dir wieder, weil ich allein bin und weil es mich geniert, immer im Kopf Dialoge mit Dir zu halten, ohne daß Du etwas davon weißt oder hörst oder mir antworten kannst... Momentane Abwesenheit ist gut, denn in der Gegenwart sehn sich die Dinge zu gleich, um sie zu unterscheiden. Selbst Türme erscheinen in der Nähe zwerghaft, während das Kleine und Alltägliche in der Nähe betrachtet zu sehr wächst. So ist es mit den Leidenschaften. Kleine Gewohnheiten, die durch die Nähe, mit der sie einem auf den Leib rücken, leidenschaftliche Form annehmen, verschwinden, sobald ihr unmittelbarer Gegenstand dem Auge entrückt ist. Große Leidenschaften, die durch die Nähe ihres Gegenstandes die Form von kleinen Gewohnheiten annehmen, wachsen und nehmen ihr naturgemäßes Maß wieder ein durch die Zauberwirkung der Ferne. So ist es mit meiner Liebe. Du brauchst mir nur durch den bloßen Traum entrückt zu sein, und ich weiß sofort, daß die Zeit ihr nur dazu gedient hat, wozu Sonne und Regen den Pflanzen dient, zum Wachstum. Meine Liebe zu Dir, sobald Du entfernt bist, erscheint als was sie ist, als ein Riese, in die sich alle Energie meines Geistes und aller Charakter meines Herzens zusammendrängt. Ich fühle mich wieder als Mann, weil ich eine große Leidenschaft fühle, und die Mannigfaltigkeit, worin uns das Studium und moderne Bildung verwickeln, und der Skeptizismus, mit dem wir notwendig alle subjektiven und objektiven Eindrücke bemängeln, sind ganz dazu gemacht, uns alle klein und schwach und quängelnd und unentschieden zu machen. Aber die Liebe, nicht zum Feuerbachschen Menschen, nicht zum Moleschottschen Stoffwechsel, nicht zum Proletariat, sondern die Liebe zum Liebchen und namentlich zu Dir, macht den Mann wieder zum Mann.
Du wirst lächeln, mein süßes Herz, und fragen, wie ich auf einmal zu all der Rhetorik komme? Aber könnte ich Dein süßes weißes Herz ans Herz drücken, so würde ich schweigen und kein Wort sagen. Da ich nicht küssen kann mit den Lippen, muß ich mit der Zunge küssen und Worte machen. Ich könnte in der Tat sogar Verse machen und Ovids „Libri Tristium", zu teutsch Bücher des Jammers, nachreimen. Er war bloß vom Kaiser Augustus verbannt. Ich aber bin von Dir verbannt, und das begriff Ovid nicht.
Es gibt in der Tat viele Frauenzimmer auf der Welt, und einige darunter sind schön. Aber wo finde ich ein Gesicht wieder, wo jeder Zug, selbst jede Falte die größten und süßesten Erinnerungen meines Lebens wieder erweckt? Selbst meine unendlichen Schmerzen, meine unersetzlichen Verluste[2] lese ich in Deinem süßen Antlitz, und ich küsse mich weg über den Schmerz, wenn ich Dein süßes Gesicht küsse."

1 in Gedanken
2 der Tod seiner Kinder Guido, Franziska und Edgar

Redaktion: Karin Matthées
Bild: Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Zentrales Parteiarchiv (2); Archiv (1)

Was macht ein Bobfahrer beim Motocross?



Horst Schönau, der sich hier auf die Crossmaschine geschwungen hat, ist Bobsportler. Einer aus der Oberhofer ASK-Mannschaft. Aber er hat nicht umgesattelt, um künftig Motocross-Rennen zu bestreiten, sondern um besser für die halsbrecherische Fahrt durch die kurvenreiche Eisschlange gerüstet zu sein.

Um im Bobsport erfolgreich zu werden, ist an die Grenzbereiche menschlicher Leistungsfähigkeit vorzustoßen. Viel Mut und Risikobereitschaft wie in nur wenigen anderen Sportarten sind dabei gefragt. Und das Vermögen der Aktiven, die jeweilige Wettkampfsituation sachlich zu beurteilen und dann verantwortungsvoll zu handeln. Eigenschaften, die keinem in die Wiege gelegt sind, sondern in hartem Training zielstrebig anerzogen werden müssen.
So also braucht es schon geraume Zeit, bis im Bobsport Pilot und Mitfahrer zu internationaler Klasse aufsteigen können. „Man muß genau wissen, was man sich und dem Gerät unter ganz bestimmten Bedingungen zumuten kann, was die jeweilige Bahn bei Sonnenschein, bei Nebel oder Schneefall hergibt." So Hauptmann Bernhard Lehmann vom Armeesportklub Vorwärts Oberhof, der schon 1975 die Weltmeisterschaftspremiere der ASK-Bobsportler im oberitalienischen Cervinia miterlebt hatte. Bernhard betont, daß Theorie und Praxis einander nützlich zu ergänzen hätten. Wofür die Athleten eine Kladde besitzen, welche die Eigenarten aller bisher befahrenen Bobbahnen aufweist und Auskunft über optimales Fahrverhalten gibt. „Doch von den ‚Hausaufgaben', die auf diesem Gebiet weit vor der Saison zu erledigen sind, spricht sie keinen frei."
Wenn die meisten Leute



die Sommerferien nutzen, um sich an der See oder im Gebirge zu erholen, leisten die Oberhofer Schwerarbeit für den Winter.

Bei Wasserski, Leichtathletik und Gymnastik mit Eisengewichten erwerben sie Gewandtheit, Kraft und Ausdauer für den winterlichen Wettkampf. Wie aber steht es um den Gewinn von Mut und Einsatzfreude? Eine Frage, der die Idee der Trainer folgte, ihre „Eismänner" auf „heiße Öfen" zu setzen. Seitdem sind die Bobsportler in den Sommermonaten auf der einstigen Motocross-WM-Strecke Alte Warth bei Gumpelstadt als Gäste des MC Kali Merkers regelmäßig anzutreffen.

„Mut zum Risiko, Konzentrationsvermögen, Geschicklichkeit und viel Kondition sind notwendig, um die steilen Auf- und Abfahrten zu meistern", umreißt Cheftrainer Erich Enders den Sinn ihres Trainings auf CZ- und MZ-Crossmaschinen. „Wer auf diesem Kurs nur einen Moment unaufmerksam ist, liegt auf der Nase. Und bei einem Sprung das Gas stehen zu lassen oder einen Hügel ohne Abbremsen hinunter zu jagen – dazu gehört Überwindung. Wie bei unseren Fahrten im Eiskanal."



Starttraining: Während Bernhard Germeshausen, der Steuermann, bereits Platz genommen hat, müssen seine Mitfahrer den Bob weiter beschleunigen.

Als dieses Training losging, waren die Meinungen der Bobathleten geteilt. Ex-Weltmeister Horst Schönau, von Kindheit an ins Motorrad verliebt, gehörte zu jenen, die sofort Freude an dieser sommerlichen Abwechslung fanden und brillant über den Kurs gingen. Bernhard Germeshausen, der Doppelweltmeister von 1981, dazu Andreas Kirchner, Bogdan Musiol und Bernhard Lehmann standen ihm nicht nach. Extraklasse aber – Wolfgang Hoppe, der aus dem Lager der Cross-Spezialisten zu den Bobleuten stieß. Weniger Beifall hingegen spendeten diejenigen, die bis dahin noch nie auf einem „Feuerstuhl" gesessen hatten. Einer von ihnen war der Weltmeister und Olympiasieger Hans-Jürgen Gerhardt. Seine ersten Fahrversuche hätten, wie er meint, „einem Tanz auf rohen Eiern" geglichen. Bauchlandungen seien nicht ausgeblieben. „Als ich das erste Mal eine steile Abfahrt hinunter mußte, war mir ziemlich unwohl . . ." Das ist überwunden. Der ehemalige Hürdensprinter gehörte bald zu den Könnern auf dem Zweirad. „Nach den ersten gelungenen Sprüngchen verschwand das flaue Gefühl in der Magengegend, das ich ja schon bei meinen ersten Bobfahrten kennengelernt hatte."

Inzwischen ist Maßarbeit bei diesen Übungen gefragt, wie in der Eisschlange. „Wer es hier nicht vermag, wird es im Winter kaum können", gibt Erich Enders zu bedenken. Die Erfolge eines Meinhard Nehmer, Horst Schönau oder Bernhard Germeshausen geben ihm recht. Sie alle wurden hervorragende Piloten von internationaler Klasse.

Eine nächste, neben Gerätebau sowie Cross- und Athletiktraining nicht minder wichtige „Hausaufgabe" ist das immer wiederkehrende Starttraining. Da geht es um die Synthese von Kraft und Schnelligkeit, präzisem Zeitgefühl und Mut. Einzeln, zu zweit und zu viert ist der schwere Schlitten in Schwung zu bringen und auf der 50 m langen Startstrecke auf 30 km/h zu beschleunigen. Eine harte Arbeit, wenn man weiß, daß ein Zweier mit Besatzung 390 kg und ein Vierer „mit" 630 kg wiegt. Im Sommer auf Rollen, ab Herbst auf dem Kunsteis der Oberhofer Bahn, wird das Anschieben bis zur technischen





Wegrutschen kostet wertvolle Bruchteile von Sekunden. Deshalb vor dem Start die Bürstenschuhe putzen!

Perfektion geübt. „Wer da beim Start nur ein paar Zentimeter wegrutscht oder den Zeitpunkt des maximalen Krafteinsatzes der Mannschaft nur ein bißchen verfehlt, hat eine gute Endzeit gleich auf den ersten Metern vertan", erläutert Bernhard Germeshausen. Und auf die unbedingte Harmonie einer Besatzung verweist Horst Schönau am Beispiel des exakt aufeinander abgestimmten Einsteigens in das Gerät: „Auch wenn es spielerisch aussieht; es verlangt viel Einsatz und Einfühlungsvermögen, den richtigen Augenblick zu erwischen. Steigt man zu früh ein, geht Schubkraft verloren. Versucht man es eine Winzigkeit zu spät, nimmt man dem bereits beschleunigten Bob die Geschwindigkeit."

„Eins – und zwei – und drei – und ab!" Dem Kommando des Steuermanns folgt das Poltern des Bobs, der nun die Eisschlange hinabsaust, talwärts, mit hundert Sachen. Sekundenjagd, die ganze Meisterschaft fordert und für sie langwierige Schwerarbeit im Sommer.

Text: Klaus-Dieter Kimmel
Bild: Werner Schulze

So sieht es unter der Haube eines Bobs aus. Pilot Andreas Richter hält die Griffe der Seilzugsteuerung. Hinter ihm Matthias Trübner, der Anschieber

Ottokar Domma erzählt: Was uns

Beim letzten Pioniernachmittag unterhielten wir uns über unseren Besuch bei den Soldaten. Das Fräulein Heidenröslein hat ihn organisiert, und weil eine Lehrerin ganz unglücklich ist, wenn sie nicht alles auswertet, fragte sie heute: „Nun erzählt mal, was euch am besten gefallen hat".
Ich war eigentlich gar nicht darauf eingestellt, sondern mehr auf die nächste Altstoffsammlung, und während ich in meinem Kopf noch umschalten mußte, reckten die Mädchen schon die Arme. Die Sonja Zunder war so gierig darauf, als erste antworten zu dürfen. Sie schnippste mit den Fingern und wippte auf und ab, als wenn sie auf einem Pferd sitzt. Das Fräulein Heidenröslein konnte das wohl auch nicht mehr länger mit ansehen und rief sie auf. Ich konnte mir schon denken, was jetzt kommt, und tatsächlich, die Sonja trompetete mit ihrer Blechstimme: „Am besten gefielen mir die Jungs, ich meine die Soldaten und der Leutnant, der uns geführt hat, weil er ... na, Sie wissen schon, was ich meine."
„Die meint wahrscheinlich, der Leutnant war sexy!"
„Du bist nicht gefragt", sagte das Fräulein Heidenröslein zum vorlauten Harald und nahm die brave Bärbel Patzig dran. Die Bärbel hatte gerade einen Frosch im Hals, und als sie ihn runtergeschluckt hatte, antwortete sie: „Mir hat die Ordnung gefallen. Vor den Häusern der Soldaten war schön geharkt..."
„Das heißt nicht Häuser, sondern Unterkünfte!"
„Antworte gefälligst, wenn ich dich aufrufe!" wies mich die Lehrerin zurecht und nickte der Bärbel zu, damit sie weiterspricht. „Also vor den Häu... ich meine Unterkünften war schön geharkt, auch in den Fluren und Zimmern..."
„Stuben!"
„...und Stuben war es sauber. Die Betten ganz glatt!"
„Weiter, Robert!" Der lange Schücht erhob sich schraubenförmig und ergänzte: „Also mit den Betten ist das so: Ich habe nachgesehen. Die meisten haben sich zusammengelegte Zeitungen in die Kante geschoben, damit das Bettzeug scharf und gerade aussieht. Das ist keine Kunst."
„Das stimmt. Auch in den Schränken..."
„Das heißt Spinde!" verbesserte ich die Juliane.
„...auch in den Spinden war Ordnung. Die Wäsche war ganz glatt geschichtet. Wie ein Paket!"
„Und hinter der glatten Wäsche lagen Socken, Seife, eine angeknabberte Keksschachtel und ein dreckiger Kamm!" ergänzte der Schweine-Sigi.
Das Fräulein Heidenröslein verdrehte die Pupillen und sprach zu mir: „Ich habe dir schon zweimal gesagt, du sollst nur reden, wenn du gefragt bist. Hast du mich verstanden?"
„Zu Befehl!" sagte ich. Die Lehrerin hatte wohl an der Aufzählung der Ordnungen schon genug und wollte jetzt wissen, was wir daraus lernen können. Am meisten haben die Mädchen daraus gelernt, und ich durfte dann endlich auch einmal etwas sagen:
„Daraus kann man weiter lernen, daß es zwei Ordnungen gibt. Eine zum Vorzeigen und eine zum täglichen Gebrauch. Darum braucht der Soldat zwei Kämme, einen sauberen und einen dreckigen, genauso wie wir zwei Hefte für jedes Fach brauchen, ein Schmierheft und eins für Ausstellungen. Der Soldat braucht auch zwei..."
Aber das Fräulein hatte genug von meinen Beispielen und ging zur Disziplin über: „Was ist euch dabei aufgefallen?"
„Die Soldaten grüßen die Vorgesetzten", sagte der Pillenheini.
„Und sie sind sehr höflich", ergänzte die Bärbel. „Wenn ein Offizier irgendwo rumstand, fragten sie immer, ob sie vorbeigehen dürfen."
Nun kam ich wieder dran: „Das ist eine sehr schöne Eigenschaft, und man könnte sie auch in der Schule einführen. Aber daraus wird nichts wegen dem uneinheitlichen Lehrerkollektiv."
„Wie meinst du das?" fragte das Fräulein Heidenröslein.
„So wie es ist. Heute früh stand mir im Flur das Fräulein Bella Kohl im Weg. Ich fragte sie: Gestatten Sie, daß ich vorbeigehe? Sie sah mich ganz erschrocken an und machte Platz. Dann sah ich den Herrn Kurz vor der Wandzeitung stehen. Gestatten Sie, daß ich vorbeigehe? sprach ich ihn von hinten an. Er drehte sich um und fragte, ob ich ihn vielleicht veräppeln will. Und vor dem Lehrerzimmer unterhielt sich gerade der Herr Burschelmann mit Frau Pitthuhn über Stachelbeeren. Gestatten Sie, daß ich vorbeigehe? fragte ich wieder. Und was geschah? Der Herr Burschelmann zeigte mir glattweg einen Vogel. Ist das vielleicht eine einheitliche Höflichkeit?"

bei den Soldaten gefallen hat

Das Fräulein Heidenröslein schnäuzte sich, und der Harald faßte danach dieses Kapitel zusammen, indem er sprach: „Man muß die Disziplin bei den Soldaten anders sehen als bei uns. Bei den Soldaten ist sie Pflicht, sonst geht alles drunter und rüber. Bei uns dagegen eine bewußte Disziplin, sonst ginge alles noch mehr drunter und drüber als jetzt." Wir merkten, daß das Fräulein Heidenröslein mit unserer Diskussion nicht mehr ganz mitkam. Sie schnappte ein paarmal nach Luft, und als sie wieder ein bißchen sprechen konnte, wollte sie nur noch wissen, was uns sonst gefallen hat. Und das war sehr unterschiedlich. Dem Pillenheini gefielen die angeklebten nackten Mädchen in einem Spind, der Sonja die Kraftübung eines Soldaten. Er stemmte sie nämlich fünfmal, und als er sie wieder runtergelassen hatte, sagte er, daß er das sonst mit Sandsäcken macht. Dem langen Schücht gefielen die Schießergebnisse und der dikken Mia das Essen: „Ein Soldat gab mir seinen Pudding, und ich gab ihm dafür meine Adresse!" Vielleicht denkt sie, daß sie von ihm bald ein Paket mit Pudding bekommt.

Die Auswertungsstunde ist viel zu schnell vergangen, und als wir die Sachen einpackten, begleitete ich das Fräulein Heidenröslein noch ein Stück, weil wir fast den gleichen Weg haben. „Du hast dich ja gar nicht mehr gemeldet. Gefiel dir vielleicht nichts mehr?" wollte sie wissen.

„Doch", sagte ich, „aber ich verrate es nicht."

„Aber mir kannst du es doch sagen. Ich sag es nicht weiter."

„Lehrerehrenwort?"

„Lehrerehrenwort!"

„Schwören Sie mir, daß Sie mein Geheimnis wie GVS behandeln?"

„Was heißt denn das?"

„Das heißt geheime Verschlußsache."

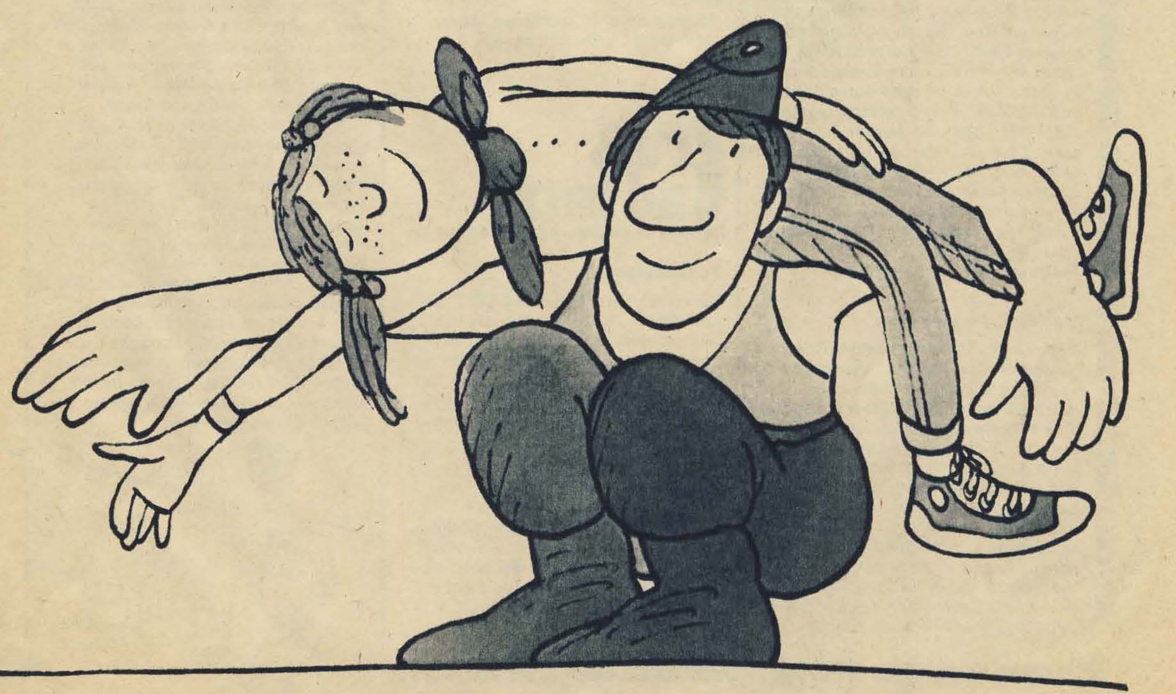
„Also gut, ich schwöre es. Aber nun sag es schon."

„Als ich noch einmal zur Garderobe zurück mußte, weil ich meinen Beutel vergessen hatte, da sah ich, wie Sie sich mit dem Genossen Leutnant zum Abschied küßten, aber wie!"

Das Fräulein Heidenröslein wurde ganz rot im Gesicht und gab mir einen Nasenstüber. Aber sie war nicht böse, sondern zog lachend davon und winkte mir sogar nach.

Nun werden wir ja sehen, ob sie das Geheimnis für sich behalten kann. Wenn nicht, dann weiß ich Bescheid.

Illustration: Manfred Bofinger



postsack



Vom Stelldichein zum Standesamt

Meine Tochter Elke übergab der AR ihre Visitenkarte zum Abdruck. Das geschah auch. Bald darauf platzte der Briefkasten förmlich aus allen Nähten. Und ein ganz Verwegner, der zufällig auch in Leipzig wohnt, stellte sich kurzentschlossen selbst ein. Dieses Stelldichein endete im August vergangenen Jahres auf dem Standesamt – wofür das beiliegende Foto der Beweis ist.
Erika König, Leipzig

Anhaltende Kameradschaft

Während meiner dreijährigen Dienstzeit hatte ich einen Kameraden, auf den ich große Stücke hielt und halte. Kennengelernt haben wir uns in der Grundausbildung, und später waren wir zusammen auf einem Schiff. Ich konnte mich mit ihm über Dinge unterhalten, über die ich nicht mal mit meinen Eltern oder Brüdern hätte reden können. Er hatte Verständnis für mich, ich habe gute Ratschläge von ihm bekommen. Natürlich gab es auch mal Streit und Auseinandersetzungen, was aber dazu gehört. Auf dem Schiff hatte ich ganz schöne Anlaufprobleme. Er hat mir geholfen, diese Schwierigkeiten zu überwinden. Diese Kameradschaft hält auch heute noch an.
Stabsmatrose d. R. Uwe Seupt, Kahla

Vor einigen Monaten

. . . ist mein Verlobter Unteroffizier geworden. Ganz ehrlich gesagt, die Trennung von ihm fällt mir ungeheuer schwer. Ich bin jedoch trotz aller Probleme sehr, sehr stolz auf ihn. Da ist die schicke Uniform. Da spürt man, wie der andere gereift ist, wie sich sein Charakter gefestigt hat. Und vor allen Dingen beeindruckt mich sein fester Wille, alle Ausbildungsziele zu erreichen. Von technischen Dingen hatte er vor seinem Wehrdienst kaum Ahnung. Aber er hat nicht aufgesteckt, sondern geübt und trainiert, bis er auch das geschafft hatte. Ich glaube, das sind schon Gründe, um stolz auf ihn zu sein. Deshalb ganz herzliche Grüße an meinen Burkhard Voß. Ich drücke ihm die Daumen, daß er seine Aufgaben bestmöglich bewältigt.
Sybille Langheinrich, Pirna

Wo ist Ingo Hirsch?

Ich suche den Stabsmatrosen d. R. Ingo Hirsch, geboren am 26. September 1958. Meines Wissens müßte er jetzt FDJ-Sekretär in einem Berliner VEB sein. Ich habe gleich ihm im Juli 1982 an den DDR-Meisterschaften im Seesportmehrkampf in Stralsund teilgenommen.
Sylvia N., Leipzig

Sylvias Anschrift befindet sich bei der Redaktion.

Panzersoldat gesucht

Am 21. September 1982 fuhren wir im D-Zug (Abfahrt von Berlin-Lichtenberg um 0.56 Uhr) mit einem jungen Panzersoldaten zusammen in einem Abteil. Wir unterhielten uns. In Pasewalk stieg er aus. Erst danach sahen wir, daß er auf dem Fensterbrett sein Zigarettenetui und ein Gasfeuerzeug liegen gelassen hatte. Ich nahm die beiden Gegenstände an mich und habe inzwischen auf verschiedenen Wegen versucht, den Besitzer ausfindig zu machen. Leider ist mir das nicht gelungen. Und so ist dieser Brief an die AR ein weiterer Versuch.
Hauptmann a. D. Wolfgang Mente, 1156 Berlin, Alfred-Jung-Str. 2

gruß und kuß

Zufallsglück

Durch ein Versehen stand 1982 meine Adresse in der AR. Na, ich hab' mir trotzdem mal einige Briefe aus dem großen Berg herausgesucht. So habe ich durch Zufall den Mann fürs Leben gefunden. Ihn, den Gefreiten Ralf Müller, möchte ich recht herzlich grüßen.
Andrea Krista, Eisenach

Wunderbarer Ehemann

Mein Winfried leistet seinen Ehrendienst bei der NVA. Er ist ein wunderbarer Ehemann und ein guter Soldat, so daß ich mächtig stolz auf ihn bin. Ich grüße ihn sehr herzlich.
Martina Hübner, Halle

„Zwecke" Rita

Viele liebe Grüße und zärtliche Küsse noch nachträglich zu seinem 20. Geburtstag sollen auf diesem Weg meinen Soldaten Heiko Schubert von seiner „Zwecke" Rita erreichen.
Rita Schurig, Riesa

An Jörg und Thomas

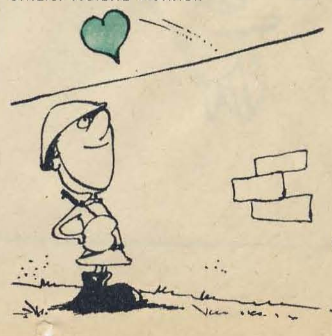
Wir wissen, daß gerade jetzt die Erhaltung des Friedens sehr wichtig ist. Es darf nicht zugelassen werden, daß ein Reagan seine menschenfeindliche Politik durchsetzen kann. Wir grüßen unsere Freunde Jörg Beck und Thomas Suckow, die beide Offiziersschüler sind. Wir sind stolz auf sie und hoffen, daß sie einmal gute Offiziere werden.
Sylvia und Ines aus Görlitz

Allen Soldaten

. . . wünsche ich alles Gute, besonders aber meinem Freund Lutz Steinhaus. Ich möchte ihm sagen, daß ich ihn unheimlich liebe. Ich weiß, daß ohne den Frieden keine Liebe gedeihen kann.
Heike Rotzsche, Reichenberg

Weitere Grüße

. . . gehen von Monika Kiel an den Unteroffizier Wolfram Kanis, von Angelika Hodeck an den Matrosen Uwe Kleemann, von Johanna Ruß und Söhnchen Andreas an den Soldaten Frank Ruß, von Hildegard Thomas an ihre drei Söhne Wolfgang, Lothar und Bernhard bei der NVA, von Angela Bitke an den Obermatrosen Uto Rechenberger, von Katrin Niebisch an ihren Mann Reinhard und von Monika an ihren „Krümel" Achim. Liebe Grüße und Küsse empfängt Soldat Detlev Fleck von seinem „Pummelchen". Soldat Iris Vogel und Unteroffizier Gebhard Vogel werden von ihren Geschwistern gegrüßt. Sylvia Kleinsteuber verspricht dem Unteroffizier Uwe Flache, daß sie immer zu ihm steht – auch wenn es mal hart auf hart kommt. Bärbel Jüling grüßt den Genossen Hans-Joachim Helbig, Ehefrau Silvia und Söhnchen Andy den Unteroffizier Hartmut Schenke und S. Holdt ihren „Schatz", den Unteroffizier Olaf Radetzky. Einen lieben Gruß von zu Hause erhält Unteroffizier Roland Hähnel.



ÜBRIGENS muß, wer A sagt, auch B sagen.

hallo, ar-leute!

Sehr interessiert

. . . hat mich im Novemberheft der Bericht über die Flugzeuge und den Flugdienst auf dem UAW-Kreuzer KIEW. Obwohl mir die AR nur gelegentlich in die Hände kommt, gefällt sie mir doch.
Ursula Schmidt, Luckenwalde

Grenzer – nicht vergessen

Wenn man selbst bei den Grenztruppen der DDR dient, freut man sich natürlich besonders, auch etwas über „die eigene Truppe" zu finden. Gut fand ich in der AR 11/82 die Schilderungen über die Arbeit der Grenzhelfer und die Zentrale Arbeitsgemeinschaft Bildende Kunst unseres Bereiches.
Gefreiter Lothar Briese

Und Fallschirmjäger?

Die AR ist immer wieder ganz toll. Speziell aber sind es die Berichte über den Befreiungskampf der vom Imperialismus unterdrückten Völker. Allerdings könntet Ihr auch mal eine Reportage über unsere Fallschirmjäger bringen.
M. Hennig, Spornitz

Machen wir – und zwar voraussichtlich im Heft 8/83

Lob

. . . gebührt der Serie „Claus & Claudia". Wenn mein Freund einmal zur Armee geht, werde ich ihn unterstützen und in seinem Entschluß bestärken.
Elvira Stein, Doberlug-Kirchhain

Kritisch

Von einem Magazin wie es auch das Soldatenmagazin ist, verlange ich nicht nur Belehrung, sondern gleichermaßen oder sogar noch mehr Unterhaltung. Da aber habt Ihr noch einiges aufzuholen.
Regine Sack, Berlin

Reservistengruß von hoher See

Im Namen aller Reservisten unserer Besatzung danken wir der Redaktion für die überaus lehrreiche und interessante Gestaltung der AR. Auf unseren Fangreisen ins Nordmeer und bis vor die kanadische Küste nutzen wir die AR für unsere politisch-ideologische Arbeit, für Informationen und Beiträge. Obwohl uns das Soldatenmagazin, bedingt durch die große Entfernung unserer Fangplätze, erst verspätet erreicht, ist es dank der tiefgreifenden Behandlung militärpolitischer Probleme stets aktuell.
Unterleutnant d. R. Hans Fruntke, ROS 304 „Erich Weinert"

Genüßlich

Ich lese die AR seit sechs Jahren und muß sagen, sie wird von Jahr zu Jahr besser. Mit der neuen Titelseite, ab Heft 1/82, hat sie einen großen Sprung gemacht. Die AR zu lesen, ist von der ersten bis zur letzten Seite ein Genuß.
Meister H. Heiert

In Bild und Text

Ganz besonders gefallen mir die Reportagen von Oberstleutnant Ernst Gebauer. Sowohl die Bilder als auch die Texte von ihm sprechen mich immer an. Ich würde mich freuen, wenn Ihr einmal ein Konterfei von ihm veröffentlichen könntet.
Joachim Dommasch, Karl-Marx-Stadt

Können wir – siehe Foto!



AR fetzt

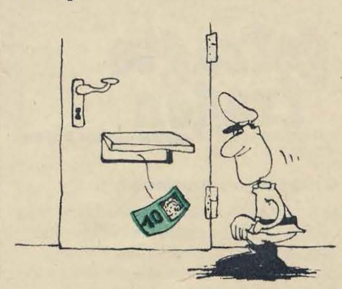
Wir lesen ständig die AR – wenn wir sie bekommen. Jeden Monat warten wir gespannt auf die neue Ausgabe. Uns interessiert besonders der Soldatenalltag; dieses Thema gestaltet Ihr immer wieder gut. Ebenfalls freuen wir uns über das große Kreuzworträtsel. Leider kommen die kleinen Geschichten (Soldaten schreiben für Soldaten) in der letzten Zeit etwas zu kurz. Trotzdem sagen wir: Bleibt weiter so in der Gestaltung – und das bitte nicht nur im Inhalt, sondern auch im Bild. Eure Zeitschrift fetzt. Nun haben wir noch eine Bitte: Wir würden uns über Post von Berufssoldaten freuen.
Jutta Bornemann (19/1.77) und Roswitha Naumann (19/1.75), 1242 Bad Saarow, Golmerstr. 23, PSF 03/33

alles, was Recht ist

Mietzahlung gestundet?

Ich bin alleinstehend und bewohne seit dem Frühjahr 1982 eine 1-Raum-Neubauwohnung, wofür ich rund 60 Mark Miete bezahle. Im November 1982 bin ich zur Armee gekommen. Gegenwärtig wird mir die Miete vom Rat des Kreises gestundet; nach meinem Grundwehrdienst soll ich sie zurückzahlen. Wie ist da nun die Rechtslage?
Soldat Uwe Bischoff

Maßgebend ist die Unterhaltsverordnung vom 2. März 1978 und die dazu erlassene 1. Durchführungsbestimmung vom 12. April 1978, beide veröffentlicht im GBl., Teil I, Nr. 12: Danach ist zwar die Stundung von Zahlungsverpflichtungen während des Grundwehrdienstes möglich, was jedoch nicht auf den von Ihnen geschilderten Sachverhalt zutrifft. In § 8 der 1. DB heißt es eindeutig: „Für alleinstehende Wehrpflichtige mit eigener Wohnung werden – sofern während des Grundwehrdienstes die Wohnung nicht anderweitig vermietet ist – Beihilfen für die Wohnungsmiete in Höhe der zu entrichtenden Miete einschließlich der darin enthaltenen Kosten für Heizung und Warmwasser gewährt. Auch die Grundgebühren für Strom- und Gas-



zähler werden übernommen." Folglich sollten Sie sich an den Rat des Kreises wenden und darauf hinweisen, daß es sich in diesem Fall nicht um die Stundung, sondern um die Übernahme einer Zahlungsverpflichtung handelt. Wenn hier der Rat des Kreises angeführt wurde, so nur deswegen, weil in Ihrem Brief die Rede davon ist. Im allgemeinen sind Ansprüche entsprechend der Unterhaltsverordnung an den Rat der Gemeinde, der Stadt bzw. des Stadtbezirks zu richten. Dort erfolgt auch ihre Bearbeitung und Entscheidung.

Wenn Sie AR sagen, müssen Sie also auch Brief sagen und schreiben an Redaktion "Armee-Rundschau", 1055 Berlin, Postfach 46 130



Dreizehnmillionster Feengrotten-Besucher

Im vergangenen Jahr konnte in den Saalfelder Feengrotten der dreizehnmillionste Besucher begrüßt werden: Unteroffizier Olaf Blümler. Er hat seinem Besuch (und damit die Blumen und Souvenirs, die ihm als Jubiläumsgast überreicht wurden) einem Zufall zu verdanken: der Wartezeit während einer Reise. Selbstverständlich trug er sich dann auch in das lederne Gästebuch ein, unter anderem mit den Worten: „Es war eine der größten Überraschungen meines bisherigen Lebens, hier der dreizehnmillionste Besucher zu sein. Ich stamme selbst aus Thüringen. Aber daß es eine so schöne Grotte gibt, hätte ich nicht geglaubt. Ich werde die Feengrotten später noch einmal mit meinen Familienangehörigen besuchen."
Klaus Hirche, Saalfeld

gefragte fragen

Gruppenführerurlaub?

Ich bin im dritten Diensthalbjahr und wurde als Gruppenführer eingesetzt, was eigentlich eine Unteroffiziersplanstelle ist. Kriege ich als Gruppenführer nun auch mehr Urlaub?
Gefreiter Christian Marks

Nein. Der Urlaubsanspruch ergibt sich aus dem Dienstverhältnis, in dem Sie stehen, nicht aber aus der Dienststellung, die Sie einnehmen. Sie sind nach wie vor Soldat im Grundwehrdienst und bekommen entsprechend den dafür geltenden Regelungen Urlaub und Ausgang.

Urlaubsübertrag ins neue Jahr?

Bei uns trat eine Streitfrage auf: Ist es gestattet, Erholungsurlaub, den man im alten Jahr nicht genommen hat, auf das neue zu übertragen und dann zu nehmen?
Unteroffizier Hans-Werner Schäfer

Nach Ziffer 7 (2) der DV 010/0/007 haben die Vorgesetzten zu sichern, daß Armeeangehörigen, die aktiven Wehrdienst auf Zeit und in militärischen Berufen leisten, „der zustehende Erholungsurlaub innerhalb des Kalenderjahres gewährt wird".

Wenn beginnt das vierte Dienstjahr?

In der DV 010/0/003 steht, daß Unteroffiziere auf Zeit ab dem vierten Dienstjahr außerhalb der Kaserne Zivilkleidung tragen dürfen. Ich wurde am 3. 11. 1981 einberufen. Gilt das für mich dann ab 1. Januar 1984?
Unteroffizier L. C. Heller

Sie befinden sich derzeit im zweiten und ab 3. November 1983 im dritten Dienstjahr. Das vierte Dienstjahr begänne für Sie folglich im November 1984; erst dann träfe die erwähnte Regelung auf Sie zu.

Wie lange Grundwehrdienst?

Aus gesundheitlichen Gründen mußte ich meinen Grundwehrdienst nach sechs Wochen abbrechen und wurde entlassen. Inzwischen bin ich wieder tauglich. Wie lange muß ich bei einer erneuten Einberufung dienen?
Mirko Wallenbach, Schwerin

Nach § 30 des Wehrdienstgesetzes vom 25. März 1982 (GBl., Teil I, Nr. 12, S. 226) ist der volle 18monatige Grundwehrdienst zu leisten, wenn die vorangegangene Dienstzeit weniger als drei Monate gedauert hat.

Paßbildfrage

Vor meinem Reservistenwehrdienst trug ich einen Vollbart, so daß mein Paßbild im Personalausweis mich mit einem solchen zeigt. Nach meiner Dienstzeit will ich in die ČSSR fahren. Paßbild und Aussehen stimmen dann nicht überein.
Gefreiter Hartmut Tröger

Der neue Personalausweis hat Auswechselblätter. Demzufolge müßten Sie mit neuen Paßbildern zur zuständigen VP-Meldestelle gehen und eine Veränderung vornehmen lassen.



Soldatendisko?

Gibt es in den Kasernen unserer NVA auch Diskotheken?
Mareike Qualzer, Halle

Soldatendiskotheken gehören in vielen Einheiten zum Freizeitangebot. Im nächsten Heft berichten wir über eine solche, wobei Sie auch Unteroffizier Goudschmidt (Foto) kennenlernen.



Welcher Musterungsjahrgang?

Welcher Jahrgang ist jetzt zur Musterung aufgerufen?
Steffen Knipp, Grimma

Die männlichen Bürger des Jahrgangs 1965. Sie erhalten mit der Post eine schriftliche Aufforderung des Wehrkreiskommandos; sofern dies nicht geschieht, sind sie nach § 5 der Einberufungsordnung vom 25. März 1982 (GBl., Teil I, Nr. 12, S. 231) verpflichtet, sich unverzüglich bei dem für ihren Aufenthaltsort zuständigen Wehrkreiskommando zu melden.

Was ist mitzubringen?

Welche Dokumente und Dinge muß man zur Musterung mitbringen?
Torsten Wendig, Oranienburg

Die Aufforderung, den Personalausweis, Mitgliedsdokumente der Parteien und Massenorganisationen, das letzte Schulzeugnis, den Facharbeiterbrief, den Ausweis für Arbeit und Sozialversicherung, den Führerschein (wenn vorhanden) und andere Berechtigungen (Schweißerpaß, Berechtigung zum Führen von Hebezeugen u. ä.), ein Paßbild 3 × 4 cm im Halbprofil und ohne Kopfbedeckung, den Nachweis über die vormilitärische Laufbahnausbildung der GST, ärztliche Atteste sowie Nachweise über Impfungen, Serumgaben und Blutgruppenbestimmung. Brillenträger bringen die Brille sowie die Augengläserbestimmung mit.

postsack

Redaktion: Karl Heinz Horst
Fotos: Manfred Uhlenhut, Ernst Gebauer, Privat
Vignetten: Achim Purwin

Was ergibt die Musterung?

Da wird man also gemustert, wie es ja aus dem entsprechenden Substantiv hervorgeht. Und was bekommt bzw. erfährt man am Ende der Musterung?
Dietmar Seifert, Prenzlau

Zum Abschluß erhalten Sie den Wehrdienstausweis. Sie erfahren, welche Tauglichkeitsstufe Sie haben. Bei einer späteren Einberufungsüberprüfung wird Ihnen dann auch mitgeteilt, wann und wohin Sie zum Wehrdienst einberufen werden.

Als UaZ geeignet?

Ich möchte später einmal als Unteroffizier auf Zeit dienen. Welche Voraussetzungen muß ich dafür haben?
Jens Kleim, Gera

Vorausgesetzt wird in der Regel der Abschluß der POS und einer Facharbeiterausbildung bzw. der EOS. Natürlich muß auch die entsprechende Tauglichkeit gegeben sein. Sie sollten aktiv am gesellschaftlichen Leben, vor allem in der FDJ, teilnehmen. Außerdem ist es günstig, wenn Sie in der GST mitarbeiten und die vormilitärische Laufbahnausbildung absolvieren.

disku-zeit

Alles nur Zeitvertreib? fragte Marion Enckhard (AR 11/82). Ein Gefreiter brach den während seiner Armeezeit begonnenen Briefwechsel mit ihr prompt ab, als er entlassen wurde. War das ehrlich und anständig? Wollte er sich mit dem Briefeschreiben nur die Zeit vertreiben? Hier Lesermeinungen:

Warum kein Zeitvertreib?

Briefeschreiben ist etwas Schönes, eine angenehme und anregende Art des Zeitvertreibs. Man kann brieflich seine Gedanken und Ansichten austauschen, andere kennenlernen, sie bedenken und verarbeiten, daraus lernen oder auch ihnen entgegentreten. Bereicherung ist es wohl fast immer. Ein geistiges Vergnügen also, gut und sinnvoll genutzte Zeit.
Stabsmatrose Karsten Becker

Worauf es ankommt

Es kommt immer darauf an, wie der Briefwechsel beschaffen ist oder in Marions Fall beschaffen war. War es ein freundschaftlicher Gedankenaustausch oder hat der Gefreite ihr die Liebe versprochen und sie dann sitzengelassen?
Soldat Conrad Schwienke

Nach einigen Monaten ist Schluß

Bei einigen Soldaten muß es doch wirklich nur ein Zeitvertreib sein, sich mit jemandem zu schreiben. Ich habe es erfahren müssen: Sie schreiben zwei, drei Monate, dann ist alles vorbei, Schluß. Manche sind ehrlich und gestehen, daß sie zu Hause eine andere haben. Andere kommen mit Ausreden.
Heidi Schmidt, Premnitz



Aufgeben? – Nein!

Ich bin nun schon länger als 30 Monate bei der Armee. Von Anbeginn schreibe ich mich mit einem Mädchen. Durch Briefe lernt man sich immer besser kennen und verstehen. Ich sehe keinerlei Grund, den Briefwechsel nach meiner Dienstzeit abzubrechen. Man braucht immer einen wirklichen Freund, dem man vertrauen kann.
Unteroffizier U. Greinke

Nun schreibt ER auch nicht mehr

Auf brieflichem Wege habe ich meinen jetzigen Mann kennengelernt. Es war während seines Wehrdienstes. Nun schreibt ER auch nicht mehr – weil er entlassen ist und wir zusammen leben.
Monika Wöhler, Berlin

Leidensgefährtin

Mir ging es zwar nicht genauso, aber ähnlich wie Marion. Inzwischen bin ich geheilt und werde mich hüten, nochmal einen Briefwechsel aufzunehmen.
Viola Martin, Herzfelde

Schiff des Geistes

Der Postreformator Heinrich von Stephan nannte den Brief „ein Schiff des Geistes auf dem Ozean der Entfernungen". Warum ich das zitiere? Weil auch für mich der Gedankenaustausch das Allerwichtigste an einem Briefwechsel ist, nicht sosehr das Abgeben irgendwelcher Versprechungen – eventuell noch einem Partner gegenüber, den man nur aus der Korrespondenz kennt.
Gefreiter Ulrich Bernhardt

Zuviel versprochen?

Ich glaube, Marion hat sich von ihrem Briefwechsel zuviel versprochen. Vielleicht viel, viel mehr als ein Briefwechsel geben kann.
Christine Lehmann, Anklam

Die Ziele sind entscheidend

Es kommt meiner Meinung nach darauf an, welche Ziele man mit einem Briefwechsel verfolgt. Wollte sich Marion auf diese Weise nur einen Mann suchen oder lag ihr mehr an einem echten Gedankenaustausch? Zwar kann daraus auch Liebe entstehen, sie muß es aber nicht. Marion hatte wohl doch zu hochgesteckte Erwartungen. Unverschämt finde ich allerdings auch, daß der Gefreite den Briefwechsel Knall und Fall, ohne Erklärung abgebrochen hat.
Silke Ludwig, Oschersleben



Panzersoldaten

. . . mit einem Hauptmann an der Spitze, der den FDJlern seiner Kompanie Briefe schreibt, stehen im Mittelpunkt einer Reportage, in der es um ein Verstärkungsmittel besonderer Art geht. AR gibt einem Panzerabwehrlenkraketenschützen das Wort, berichtet über Funkorter in einer Fla-Raketenabteilung, besuchte eine Soldatendisko sowie tschechoslowakische Soldaten bei der Grundausbildung. „Kreuzritter im Maßanzug" heißt ein militärpolitischer Beitrag. Ein historischer Tatsachenbericht führt nach Nikaragua. Wer es noch nicht kennt, kann bei uns Bekanntschaft mit dem Erich-Weinert-Ensemble der NVA machen. Und schließlich gehen wir der Frage nach: „Macht moderne Kampftechnik die Neuerer brotlos?" Das alles und noch mehr gibt es

in der nächsten



Ein Hoch den Frauen!

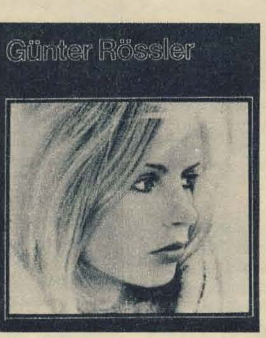
Diese ersten Märztage sind die Zeit, in der wir uns soeben noch im liebevollen Vorbereiten und unversehens schon im freundlichen Nachklang des Internationalen Frauentages befinden. Ein Tag, die Frauen zu ehren, ihnen zu danken für das, was sie hergeben, damit unser Leben sein kann, wie es ist. Lenin sagte, daß das Kulturniveau am besten durch die rechtliche Stellung der Frau charakterisiert wird. Dies bedenkend, dürfen wir auf Weltniveau stolz sein. Unsere Frauen sind arbeitende, kämpfende, lernende, ihre unendliche Schöpferkraft entfaltende freie Menschen. Sie bringen unsere Zukunft zur Welt. Sie leisten Überragendes in ihren Berufen. Sie sind Kollegin, Genossin, Mutter, Geliebte, Freundin, Vertraute. Sie vor allem sind es, die es zu schützen gilt – die Hüterinnen des Lebens.

Und bei all dem, was sie leisten, sind die Mädchen und Frauen schön; eine jede auf ihre Art. Die Schönheit der Frau, wer vermag zu zählen, wie oft sie besungen und bedichtet wurde. Eine besonders zeitgemäße Form, sie zu preisen und in ihren besten Wirkungen zu zeigen, ist die Fotografie. Ich habe das Buch eines Lichtbildners betrachtet, der die Frauen in zwei sehr gegensätzlichen Situationen fotografiert, nämlich wenn sie hochmodisch gekleidet oder aber gänzlich entkleidet sind. Als Fotograf tragbarer, den Frauen unseres Landes angemessener Mode und als Meister der Aktfotografie hat er einen weithin bekannten Namen – Günter Rössler. „Der Sinn guter Aktfotografie muß es zunächst sein, die Verklemmungen und Verkrampfungen zu lösen, den Akt selbstverständlich zu machen ..." Eine durchaus teilenswerte Ansicht Rösslers, der auch sehr schöne Landschaftsbilder und stimmungsvolle Genrefotos schuf, alle zu beschauen in dem Bildband aus dem Fotokinoverlag Leipzig. Das Buch kostet 18,– Mark.

Der junge Mann, der Rösslers Mädchen (unwissentlich!) anstrahlt, ist ein Honvéd, ein Soldat der Ungarischen Volksarmee, ein Waffenbruder. Wenngleich es bis zum 29. September, dem Tag der Bewaffneten Kräfte Ungarns, noch ein Weilchen hin ist, wird wohl erlaubt sein, auch ohne Jahrestag zur „Geschichte der Ungarischen Volksarmee" zu greifen. Sie erschien im Militärverlag der DDR. Dargestellt werden die historischen Wurzeln dieser sozialistischen Streitkräfte, ihr Anteil beim Kampf um die Arbeitermacht und bei der Verteidigung der Diktatur des Proletariats sowie ihre Entwicklung bis zur Gegenwart. Interessantes erfährt man über die Teilnahme ungarischer Truppen bei der Befreiung des Landes an der Seite der Roten Armee und über den Beitrag der Ungarischen Volksarmee bei der Niederschlagung der Konterrevolution. Das Buch, es kostet 15,– Mark, ist ein wertvoller Wissensspeicher über Geschichte, Bewährung und Entwicklung dieser Bruderarmee.

Dieser Tage erscheint im Militärverlag eine Broschüre, deren Titel zugleich der Name der Persönlichkeit ist, die darin vorgestellt wird: „Carl von Clausewitz". In dieser Biographie wird der bedeutende Militärhistoriker und -reformer in gut verständlicher Weise gewürdigt. Seine Ausbildung an der Berliner Kriegsschule, die Begegnung mit Scharnhorst, die Schlacht bei Jena und Auerstedt, sein Wirken in der Russisch-Deutschen Legion sind entscheidende Abschnitte im Leben dieses großen Militärs und Patrioten. Das von Gerhard Förster erarbeitete Lebensbild ist bereits für Jugendliche ab zwölf Jahre vorgesehen.

Zwölfjährige sind schon „groß", verständig, vernünftig; man hofft's zumindest. Aber einer, der gerade acht geworden ist, dem die Mutter starb, was kann man von so einem Menschlein schon erwarten; was würde wohl aus ihm, wäre nicht ein Großvater da, so einer wie Meschka... In lebhafter Erinnerung ist uns Erwin Geschonneck, der in der Verfilmung von Helmut H.







Schulz' Erzählung „Meschkas Enkel" diesen Großvater spielte, so, wie das eben nur Geschonneck kann. Der Hinstorff Verlag Rostock gab jetzt diese und zwei weitere Erzählungen von H. H. Schulz heraus. Von diesen dreien am meisten aber berührte, amüsierte, bestürzte und erfreute mich doch „Meschkas Enkel". Hier werden menschliche Kleinmut und der Triumph eines großen Herzens in einer schön erzählten Geschichte gezeigt, wie sie das Leben halt mitunter bereithält.

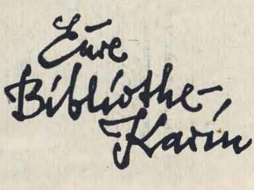
Wie aber ist es nun mit diesen ganz besonderen Geschichten, solchen, in denen Erinnerung und Phantasie, Gewesenes und Erfundenes zu einem geheimnisvollen Netz verwoben sind, durch das man die erstaunlichsten Begebenheiten erblickt – kann man denn von solchen Geschichten je lassen, auch wenn man ein Erwachsener geworden ist? Geschichten solcher Art kann wie nur wenige Erwin Strittmatter erzählen. Als er dreizehn war, wollte er keinesfalls all das werden, was er später (siehe Lebenslauf) tatsächlich sein sollte. Nein, Künstler zu werden war sein Wille. Und keine geringere Kunst als die eines Löwenbändigers wollte er betreiben. Da trat ein Mann in sein erwartungsvolles Kinderleben – Charlie Wind, der Alleskönner. Er konnte jonglieren, auf dem Seil laufen, Feuer fressen, sich entfesseln; was man im Zirkus können muß, das konnte er. Und natürlich auch das, was die Frauen von ihm erträumten.

Mina Poter zum Beispiel, die im Dorf als „Durchgezogene" galt, liebte Karle und brachte ihn dazu, sie in den Mutterstand zu versetzen. Ihrer beider Töchterlein konnte gar bald Liedchen dahersingen, die der Frau Gutsherrin die Schamröte ins Gesicht trieben. Karle wußte eben, was man seinen Kindern fürs Leben beibringen muß. Überdies vermochte er die Dorfburschen zu hypnotisieren, daß sie sich wie Hund und Pferd gebärdeten. Wo er war, war Sensation. Er war der bewunderte Teufelskerl, den es nie lange an einem Platze litt. Erwin Strittmatter erzählt uns von ihm, der sein Heimatdorf aus dem Alltag herausgehoben hat. „Zirkus Wind" ist ein selten schönes Buch aus dem Verlag Philipp Reclam jun.

Ein anderer bedeutender Erzähler und Romancier, Johannes Tralow, führt uns das Leben eines von der Gier nach Macht und Reichtum besessenen Mannes vor, der sich zum König von Korsika machen ließ. Wie es diesem Emporkömmling gelang, das nach Freiheit dürstende Volk von Korsika für seine Pläne zu benutzen, wie das ausschweifende Leben der „grandes dames" und ihrer Kavaliere zur Zeit Ludwig XV. von Frankreich aussah, warum man sich im Frühdunst einfand, um einander beim Duell umzubringen, wer gegen wen welche Ränke ersann, um ein Zipfelchen von der Macht zu erhaschen, wie dicht Liebe und Verbrechen zusammenlagen bei jenen, die des Nachts zusammenlagen, dies alles fügt Tralow zu einem großangelegten Roman über die feudale Gesellschaft. Wer historische Lektüre bevorzugt, dem sei „König Neuhoff" aus dem Verlag der Nation empfohlen.

Wer indes nicht zurückblicken, sondern seiner Zeit vielmehr voraus sein will, wird mit bebenden Händen zur SF-Literatur greifen, von der nur Kenner wissen, was das ist; die es nicht wissen, interessiert sie ohnedies nicht. Also: Neuestes aus der Welt derer, die in fernen Zeiten durch noch fernere Galaxen dahinsausen, um die unvorstellbaren Abenteuer zu bestehen. Beispielsweise im Kampf gegen die Superwaffe Prttrxtu. Wie man das ausspricht, weiß allein (nein, nicht der Wind, der war weiter oben schon dran!) der Autor Hans Bach, der im Verlag Das Neue Berlin seinen ersten Erzählungsband „Sternenjäger" erscheinen ließ. Im Begleittext heißt es, daß Bach die Entdeckung des Alls stets auch als die Entdeckung menschlicher Schwäche und Größe gestalte. Na, dann macht Euch mal auf Entdeckungsreise!

Tschüß!



ERWIN STRITTMATTER
ZIRKUS WIND
Mit Bildern von G. Ruth Mossner



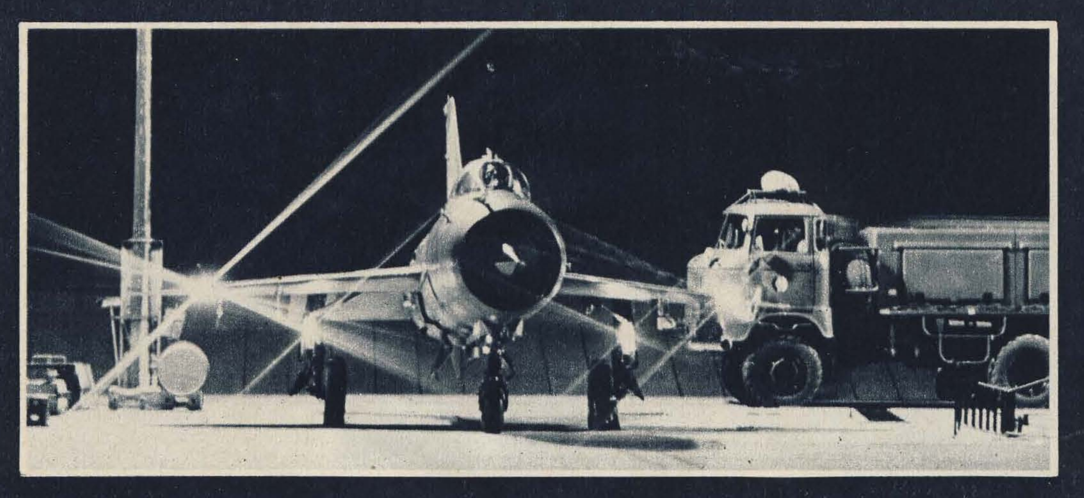
Reclam







Text: Karin Matthées



Flugplatz-Impressionen

fing Stabsfeldwebel Wilfried Köhn aus dem Jagdfliegergeschwader „Wladimir Komarow" mit der Kamera ein.

„Für mich sind viele Bilder, Grafiken und Plastiken wie Rätsel – eins, das mich herausfordert, es zu lösen . . ." Gefreiter Gert Rissner zu den Bildern „Die Tanzmeister, ein Bild über die falschen Töne" von Heidrun Hegewald und Bernhard Heisigs „Ende des Abendprogramms"



Eine aktuelle Umfrage

...vor den Toren der „Neunten"

Schlangen vor dem Dresdener Albertinum. Fast jeden Tag, seitdem die IX. Kunstausstellung der DDR eröffnet wurde. Arbeiter, Genossenschaftsbauern, Armeeangehörige, Grenzsoldaten stehen geduldig nach Kunst an. Sie sind neugierig, wie Künstler unsere Welt des realen Sozialismus sehen. Und sie sind neugierig darauf, wie vor allem Maler, Grafiker und Bildhauer die Kunst als Waffe benutzen, im Friedenskampf und für die Befreiung der Völker vom imperialistischen Joch. Diese Neugierde auf unsere Kunst, den sozialistischen Realismus, das ist ein schönes Ergebnis des Lebens in unserer Gesellschaft.

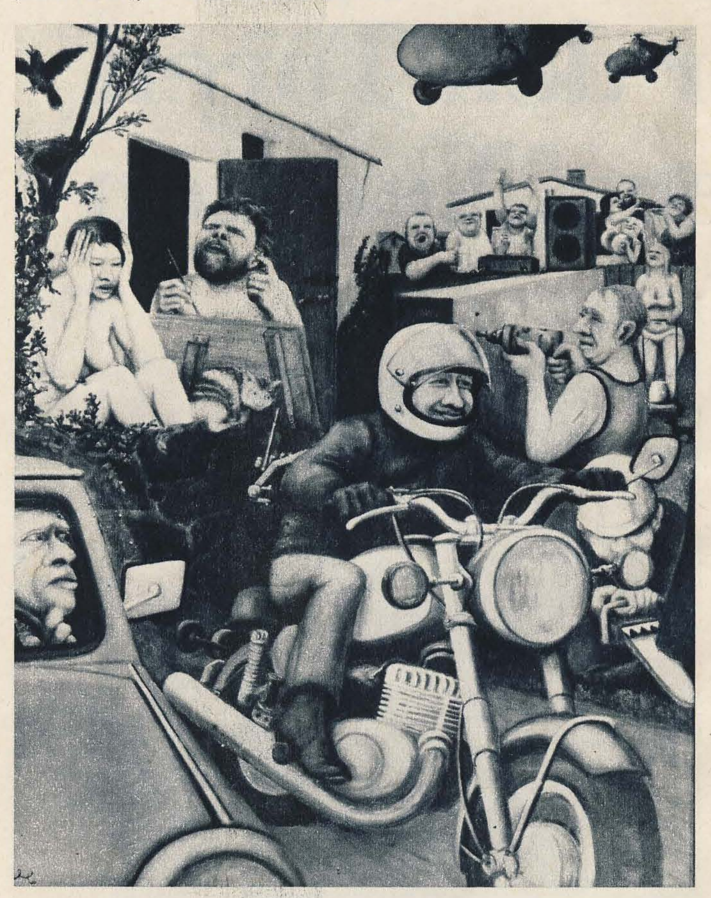
In den Streitkräften wird viel getan, damit Soldaten sich Kulturgüter, insbesondere unseres Landes, aneignen können. Überdies kommt es sehr oft zu Begegnungen zwischen Künstlern und Soldaten. Die Kunst macht uns reicher. Sie läßt uns die Welt mitunter besser erkennen, und sie vermittelt Genuß. Um diese Dinge wissen viele Kommandeure. Deshalb schicken sie ihre Genossen unter anderem in eine so bedeutende Ausstellung wie die „Neunte".

AR war ebenfalls neugierig und wollte wissen, wie einige Soldaten und Unteroffiziere die Ausstellung im Albertinum erlebten. Sie kamen aus den Einheiten Kröber und Müller. Die Genossen waren erwartungsvoll und gut auf das Kunsterlebnis eingestimmt. Kein „Getriebener" war dabei. Führungen erleichterten den ersten Rundgang und richteten die besondere Aufmerksamkeit auf einzelne Kunstwerke. Der Nachteil: Man konnte kaum verweilen, möglicherweise gleich am Bild, an der Grafik oder der Plastik diskutieren.



Unterfeldwebel Hagen Musalek: „Die Rettungstat des Hauptmanns Belikow ist authentisch und konkret – genauso wie die Rettungstat der Sowjetarmee, indem sie den Hitlerfaschismus zerschlug. . ." („Die Rettungstat des Hauptmanns Belikow" von Heinrich Apel)

Gegen Umweltstörer zieht Horst Hille mit seinem Bild „Am Wochenende" zu Felde



Der Gesamteindruck fast aller Genossen läßt sich mit der Meinung des Gefreiten Bernd Ludwig zusammenfassen: „Das war schon ein Erlebnis für mich, vor allem, wie sich der Friedenskampf in den Kunstwerken widerspiegelt. Vermißt habe ich, im rechten Verhältnis, die Sonnenseiten unseres Lebens, die Schönheit im Alltag des Sozialismus. Vielleicht ist das zu schwer für die Künstler..."

Unteroffizier Lothar Knoche freute sich, daß in der „Neunten" der Lebensbereich der Streitkräfte unseres Landes mit vielen Werken gewürdigt wird. Soldat Jörg Heisel hingegen klagte darüber, daß die Künstler ihre Werke oftmals sehr verschlüsselt hätten. „Sie verlangen von uns zum Beispiel Kenntnisse der griechischen Mythologie. In der Schule habe ich darüber aber nichts gelernt. Somit bleibt mir manches in dieser Ausstellung verschlossen." Als Beispiel dafür nannte Jörg die Plastik „Kassandra" von Anna Franziska Lobeck. Um an sie „näher heran" zu kommen, muß man natürlich wissen, daß Kassandra den Gott Apollon mit seiner Liebe abwies. Dieser war daraufhin sauer und klügelte eine heimtückische Rache aus. Kassandra erhielt die Gabe der Weissagung – allerdings mit dem Haken, daß man ihr nie glauben werde. Und so war es auch mit ihrer Voraussicht auf den Trojanischen Krieg. Es ist schon schlimm, wenn man das Unheil klar vor Augen hat und Menschen blindlings hineinrennen sieht, weil sie nicht an die Gefahr glauben. Dieser mythologische Bezug soll Probleme der Gegenwart deutlich machen.

„Um Kunst genießen zu können, braucht man auch ein gewisses Maß an Kenntnissen", meint Unteroffizier Ulrich Raabe. Soldat Harald Mildner hingegen möchte leicht ablesbar das Anliegen des Künstlers erkennen. Ihn beeindruckt die Kritik an Zeitgenossen, die in der Plastik Bernd Göbels „Beginn einer Reihe" steckt. Das sind Entdeckungen im Alltag. Dieses Kunstwerk möchte uns darauf hinweisen, daß die sozialen und ethischen Werte im Sozialismus nicht automatisch entstehen, daß das ein Erziehungsprozeß ist. Auf verkürzte Weise wird ein aktuelles Problem unserer Zeit dargestellt.

Unteroffizier Einhard Köhler beurteilt sein Ausstellungserlebnis so: „Ich habe vor allem Bilder gesehen, über die man nachdenken kann und sollte. Es sind ja meist keine, die man sich in die Wohnung hängt. Diese Kunstwerke sind in ihrer Mehrzahl geschaffen worden, um Dinge, die wir in der Wirklichkeit kaum wahrnehmen, eindringlich sichtbar zu machen." Unteroffizier Uwe Seifert warnt vor solch verabsolutierender Einschätzung, denn Kunst solle doch auch Freude und Genuß bereiten. „Wozu brauchen wir sonst das Blumenstilleben, die Landschaft oder jenes lustige Bild von Wilfried Falkenthal ‚Veronikas Mannschaft'?"

„Für mich sind viele Bilder, Grafiken und Plastiken wie Rätsel – eins, das mich herausfordert, es zu lösen, mich zum Denken und Nachdenken zwingt. Alles Glatte und Harmonische bewegt mich eigentlich kaum." Dies ist die Meinung des Gefreiten Gert Rissner. Er nennt dabei jene vieldiskutierten Bilder von Heidrun Hegewald „Die Tanzmeister, ein Bild über die falschen Töne" und Bernhard Heisigs „Ende des Abendprogramms". Dieser Meinung folgt nur sehr einschränkend Unterfeldwebel Jörg Schwarz und verweist auf das für ihn absolut unverständliche Bild von Volker Stelzmann „Sonnenaufgang". Oder ob man die Verwendung von Gleichnissen und Metaphern soweit treiben dürfe, wie in Ulrich Hachullas Bild „Das Fest". Da würden auch gute Kenntnisse in der Geschichte nichts nützen. Warum schwebt über der Festgesellschaft der berühmte

Barlach-Engel, der zudem noch eine Maske trägt? Viele Fragen bleiben unbeantwortet. Auch die Ausstellungsführer mußten bei diesen Fragen passen. Aber dies sind bestimmt extreme Beispiele individueller, künstlerischer Aussage.

Was bleibt, wurde von Soldat Volker Krämer und den beiden Gefreiten Klaus-Dieter Menzel und Helfried Bürger zum Ausdruck gebracht: daß der Künstler bei uns einen gesicherten Platz in der Gesellschaft, Stimme und Wirkungsmöglichkeit hat – damit aber auch Pflicht und Verantwortung. Und es ist wohl so, daß ein Künstler noch nie so ernst genommen wurde wie im Sozialismus. Er soll auf das Wesen der gesellschaftlichen Erscheinungen hinweisen. Auf hervorragende Weise wird dies nach Meinung von Unterfeldwebel Hagen Musalek mit dem Relief „Die Rettungstat des Hauptmanns Belikow" von Heinrich Apel sichtbar gemacht. „Diese Rettungstat ist authentisch und konkret – genauso wie die Rettungstat der Sowjetarmee, indem sie den Hitlerfaschismus zerschlug." Ob nun Heinrich Apel dies alles „hineinlegen" wollte, ist für Hagen Musalek gleichgültig – wichtig ist für den Zweiundzwanzigjährigen das zutiefst Humanistische einer historischen und gegenwärtigen Tat, der Befreiung und der Rettung eines jungen Lebens.

Im „militärischen Bereich" der Ausstellung verweilten alle Genossen etwas länger und stellten sofort Vergleiche an. Soldat Reiner Bartlew konnte sich überhaupt nicht für Inge Platzers Bild „Junge Soldaten im Schützenpanzerwagen" erwärmen. Er meinte, so säßen sie nicht im SPW, „so lasch und mickrig. Außerdem sehen alle wie Brüder aus. Wir sind doch aber sehr verschieden – im Denken, im Aussehen und auch in unserem Handeln."

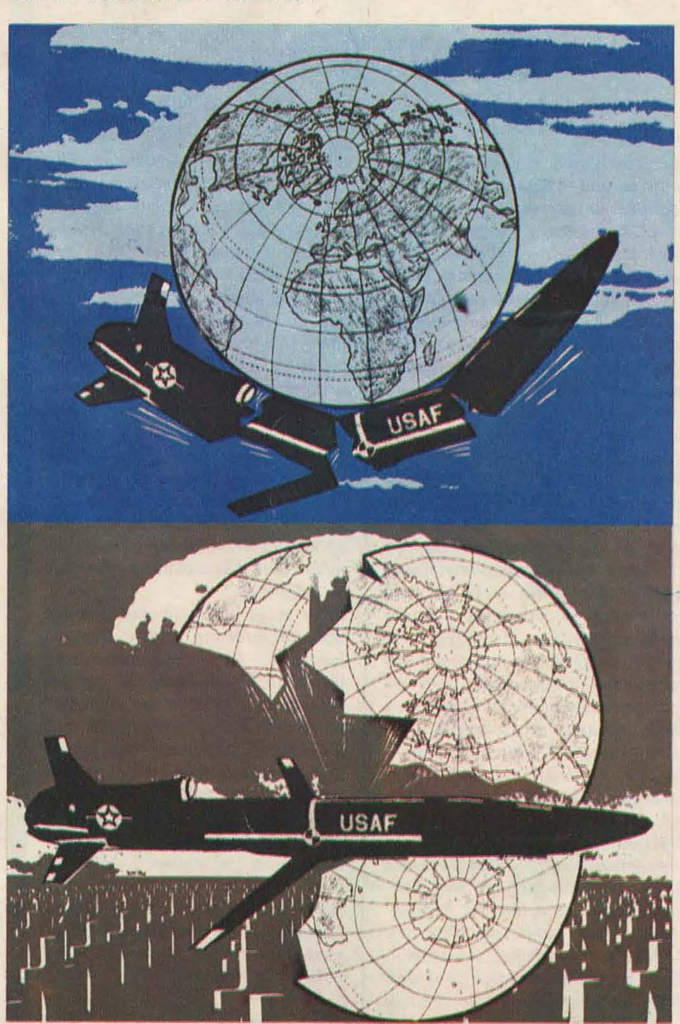
Am wirkungsvollsten war für alle das Bild von Axel Wunsch „Ruhende (Soldaten)". Warum? Unteroffizier Uwe Seifert bezeichnet es als anspruchsvolles und glaubhaftes Werk „weil hier getane Arbeit für die Sicherheit des Landes zum Ausdruck kommt – ohne Pathos, ganz schlicht." Soldat Norbert Quaas meint, daß wohltuend eine Situation dargestellt sei, „die wir alle schon mal erlebt haben."

Diskussion gab es auch um das Bild von Heino Koschizki „Wehrpflicht". Besonders bewegte die Genossen der Teil des Triptychons, in dem Probleme der Partnerbeziehung dargestellt sind. Unteroffizier Peter Mahlow glaubt eine provozierende Fragestellung herauszulesen, die die Verantwortung der Frauen für die Landesverteidigung berührt.

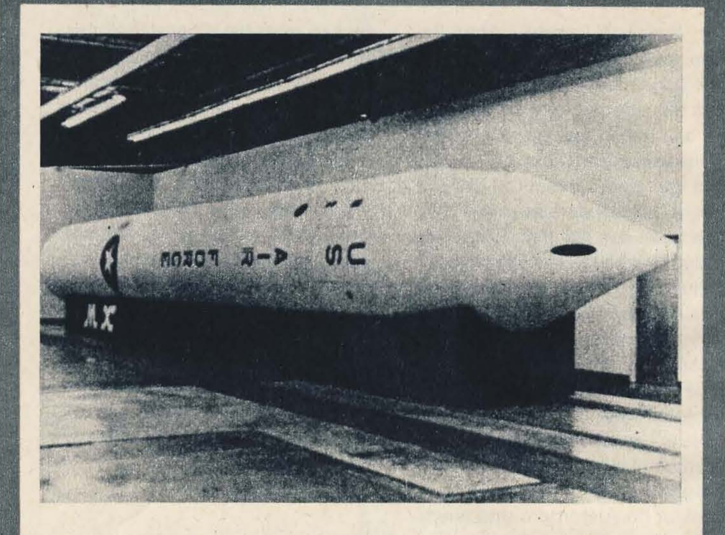
Diese kleine Umfrage sollte deutlich machen, daß Beschäftigung mit der Kunst politisches Denken herausfordern und Nachdenken über die eigene Stellung in der Gesellschaft fördern kann. Und vielleicht wird auch manchem bewußt, daß man ohne Kunst dahinleben kann – aber *leben* ohne Kunst kaum möglich ist.

Wenn es Diskussionen über dieses Bild oder jene Plastik gibt, dann ist doch schon viel erreicht. Manches Werk wird vielleicht auch „nur" Freude auslösen, Erinnerung an glückliche Ereignisse hervorrufen. Die „Neunte" gibt solchen Erlebnissen viel Raum. Bis zum 3. April ist sie noch geöffnet.

Text: Oberstleutnant Matthées
Reproduktionen:
Gerhard Döring, Archiv



In der Ausstellung Karikatur und Pressezeichnung am Fučik-Platz zu sehen: „Sein oder nicht sein" von Henryk Berg



Die MX-Raketen als „Peacekeeper"?

Die (Un-)Logik der herrschenden Politiker und Militärs jenseits des Atlantiks ist geradezu umwerfend. Als USA-Präsident Reagan am 22. November 1982 verkündete, 100 ballistische interkontinentale MX-Raketen (auf dem Foto ein Modell) bauen zu lassen, da behauptete er, daß sie „Peacekeeper", also „Friedensbewahrer", seien. Sein Pentagon-Chef Weinberger erklärte, sie seien einsatzfähig „für den Fall, daß der Gegner" Interkontinentalraketen „zuerst einsetzt".

Welchen „Gegner" meint Weinberger eigentlich? Bekanntlich hatte sich die UdSSR schon am 15. Juni 1982 in einer Botschaft an die 2. UNO-Abrüstungssondertagung feierlich verpflichtet, nicht als erste Kernwaffen einzusetzen. Diesen weltweit begrüßten Vorschlag hatte die 37. UNO-Vollversammlung am Jahresende aufgegriffen und am 9. Dezember eine Resolution gegen den Ersteinsatz von Kernwaffen verabschiedet. 112 Mitgliedstaaten – darunter die DDR – sprachen sich dafür aus. Und die USA? Sie stimmten dagegen, wie weitere NATO-Staaten! Und nun die MX als „Friedensbewahrer"? Das Gegenteil ist sie: ein „Peacekiller", ein „Friedenstöter"! Denn mit der Reagan-Entscheidung haben die USA, wie TASS dazu feststellte, „einen weiteren gefährlichen Schritt auf dem Wege der Forcierung des strategischen Wettrüstens und der Vorbereitung auf einen Nuklearkrieg getan". Die MX-Raketen sollen das annähernde militärstrategische Gleichgewicht zugunsten der USA verändern helfen. Die wahnwitzigen Atomkriegsplaner im Weißen Haus und im Pentagon spekulieren darauf, damit Kernwaffenerstschläge gegen „punktförmige" Ziele führen zu können, um zivile und militärische Führungseinrichtungen in der UdSSR zu vernichten. Deshalb lehnten die USA einen Verzicht auf den Kernwaffen-Ersteinsatz ab. Das ganze Gerangel um die endgültige Stationierungsvariante – bisher über 30 Versionen – soll von der aggressiven Zweckbestimmung der MX nur ablenken.

Doch diese Spekulationen werden nicht in Erfüllung gehen. Der sowjetische Verteidigungsminister, Marschall Dmitri Ustinow, hat am 6. Dezember 1982 in der „Prawda" unmißverständlich klargestellt, daß die UdSSR „rechtzeitig" auf solche Drohungen aus Washington „zu reagieren wissen" werde. Aber gleichzeitig wurde auch der einzig richtige Weg zu einer wirklichen Friedensbewahrung gewiesen: Abschluß eines ehrlichen Abkommens. Die sowjetischen Vorschläge dazu liegen schon lange auf dem Tisch. Die US-amerikanische MX ist jedoch keine vernünftige Antwort.

R. R.

AR international

• **Die weitere Erhöhung** der Rüstungsausgaben hat der Oberste Befehlshaber Europa der NATO, USA-General Rogers, von den Paktmitgliedern gefordert. Er rief dazu auf, „noch mehr für die Verteidigung auszugeben" und nannte vier Prozent Steigerung als Richtzahl. Seiner Meinung nach müßten die USA weiterhin auf dem Gebiet der Hochrüstung „führend sein" und zu diesem Zwecke „andere Programme opfern". Dabei ließ er keinen Zweifel daran, daß vor allem die Sozialprogramme gemeint seien. Gleichzeitig setzte sich Rogers für die weitere Aufstockung der konventionellen Waffenarsenale der NATO ein, ließ jedoch durchblicken, daß der imperialistische Militärpakt bereit sein müsse, „umgehend von Kernwaffen Gebrauch machen zu können".

• **Eine Umstrukturierung** der NATO mit dem Ziel einer wesentlichen Verstärkung der Paktstreitkräfte vor allem in Mitteleuropa hat der amerikanische Professor Eliot Cohen von der Harvard-Universität befürwortet. In der USA-Zeitschrift „Foreign Affairs" empfiehlt er diese Maßnahme „angesichts des permanenten Mißtrauens" im Verhältnis zwischen den NATO-Staaten. In Wirklichkeit geht es den USA um etwas ganz anderes. Politische Beobachter sehen in diesem Vorstoß einen weiteren Versuch Washingtons, die Lasten der USA-Hochrüstungspolitik auf die europäischen NATO-Partner abzuwälzen und gleichzeitig weitere Voraussetzungen zu schaffen, die Aggressionsfähigkeit der imperialistischen Paktstreitkräfte in Mitteleuropa zu erhöhen.

• **Aufstocken** wird die britische Regierung ihre für 1982/83 vorgesehenen Rüstungsausgaben in Höhe von 14,1 Milliarden Pfund Sterling (das sind 56,4 Milliarden DM) um eine Milliarde. Bei der Vorlage des neuen Weißbuches der Thatcher-Regierung hieß es, daß die ursprünglich geplante Einmottung beziehungsweise der Verkauf von 13 Fregatten und Zerstörern nicht erfolge. Im Gegenteil. Es sollen sechs neue Kriegsschiffe beschafft werden. In dem Weißbuch, in dem nach eigenen Aussagen Konsequenzen

aus dem Falkland-Krieg gezogen wurden, wird betont, daß die Mobilität und die Bereitschaft aller drei Teilstreitkräfte für Operationen „im NATO-Rahmen und anderswo" gestärkt werden sollen. Damit gedenkt London, weiter den Kurs der Expansion und Konfrontation zu verfolgen.

• **Rüstungsausgaben** in Höhe von 232 Milliarden Dollar sind kürzlich vom USA-Kongreß für das laufende Finanzjahr bewilligt worden. Das ist der höchste Militäretat in der Menschheitsgeschichte! Und das ist noch nicht genug. Die restlichen 31 Milliarden der insgesamt beantragten 263 Milliarden Dollar sollen im Laufe dieses Jahres freigegeben werden. Bis 1987 plant die USA-Regierung, ihre Streitkräfte mit einem Gesamtaufwand von 1,9 Billionen Dollar hochzurüsten, um mit aller Gewalt militärische Überlegenheit zu erreichen. Dieses strategische Hochrüstungsprogramm enthält unter anderem die Produktion von 100 ballistischen interkontinentalen MX-Raketen sowie von zwei neuen nukleargetriebenen Angriffsflugzeugträgern der „Nimitz"-Klasse, der größten Kriegsschiffe der Welt.

• **Das S 71 „Gepard"** ist als erstes von zehn neuen Schnellbooten der Klasse 143 A in Kiel durch den Befehlshaber der Flotte, Vizeadmiral Fromm, an das 7. Schnellbootgeschwader der BRD-Kriegsmarine übergeben worden. Wenn 1984 das letzte Boot der neuen Serie übergeben sein wird, werde die Bundesmarine „zur Erfüllung ihrer Aufgaben in der Ostsee und den Ostseezugängen" über insgesamt 40 mit Raketen bewaffnete und mit automatisierten Führungs- und Feuerleitsystemen ausgestattete Schnellboote der Klassen 148, 143 und 143 A verfügen. Der Inspekteur der Marine, Vizeadmiral Bethge, betonte vor Journalisten, daß eine „weitere Modernisierung" notwendig sei, „damit die Marine ihre operative Ausgewogenheit behalten kann". Wie aus BRD-Presseberichten hervorgeht, ist vor allem an eine atlantische Aufrüstung der U-Boot-Flottille gedacht.

• **Bei der Übergabe** des wieder in Dienst gestellten Schlachtschiffes „New Jersey" in Long Beach erklärte USA-Präsident Reagan, daß er nur aus „einer Position der Stärke" heraus mit der Sowjetunion über Abrüstung verhandeln werde. Es bleibe sein Wille, die amerikanischen Streitkräfte weiter auszubauen und zu verstärken. Die Überlegenheit der USA auch zur See (!) sei für ihn eine Notwendigkeit. Die Reaktivierung bereits ausgemusterter Schlachtschiffe aus dem zweiten Weltkrieg wie der „New Jersey" ist Teil des Hochrüstungsprogrammes für die USA-Kriegsmarine, die von einer Stärke von gegenwärtig 450 auf 600 Kampfschiffe gebracht werden soll.

• **400 neue Waffensysteme** werden die USA-Streitkräfte in Westeuropa zur Erhöhung ihrer Aggressionsfähigkeit in den nächsten fünf Jahren erhalten. Wie ein Sprecher des USA-Hauptquartiers Europa in Heidelberg mitteilte, belaufen sich die Kosten für diese neuen Systeme auf rund 50 Milliarden Dollar. Dazu gehören vor allem moderne Raketensysteme, eine neue Kampfhubschraubergeneration mit dem Typ „Apache" (siehe Foto), der neue Transporthubschrauber „Blackhawk" sowie der bereits bei einigen Verbänden – vor allem bei der in der BRD stationierten 7. USA-Armee – eingeführte Kampfpanzer M-1 „Abrams". Außerdem soll die Stärke der USA-Streitkräfte in Westeuropa erneut um rund 15000 Mann erhöht werden und dies, obwohl in Wien die Gespräche über eine Reduzierung von Truppen und Rüstungen in Mitteleuropa laufen.





In einem Satz

Ständig im Einsatz befinden sich seit Anfang dieses Jahres drei nukleargetriebene Raketen-U-Schiffe der französischen Streitkräfte.

Als Beispiel für die anderen Kernwaffenmächte hat der Präsident des Stockholmer Friedensforschungsinstituts SIPRI, Rolf Björnstedt, den einseitigen Verzicht der Sowjetunion auf den Ersteinsatz von Kernwaffen gewürdigt.

In der Bundeswehr gibt es jetzt wieder die 1969 abgeschafften Unteroffiziersdienstgrade Stabsfeldwebel und Oberstabsfeldwebel beziehungsweise Stabsbootsmann und Oberstabsbootsmann bei der BRD-Kriegsmarine.

Eingesetzt hat sich der Koordinator der Kampagne für das Einfrieren nuklearer Rüstungen („Freeze"), Randy Kehler, für ein Kernwaffenmoratorium zwischen den USA und der UdSSR vor der Einführung der neuen nuklearen Waffensysteme der USA.

Im Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung arbeiten zur weiteren Hochrüstung der Bundeswehr nahezu 20000 Arbeiter, Angestellte und Beamte.

Luxemburg als kleinstes NATO-Mitglied verfügt über eine „Armee" von 650 Soldaten und Offizieren, die als Freiwillige dienen.

Die ersten Maschinen eines neuen Militär-Hubschraubers mit der Bezeichnung S-76 Mk.II, den der USA-Rüstungskonzern Sikorsky entwickelt hat, sollen im Herbst 1984 ausgeliefert werden.

Der Ministerpräsident Singapurs, Lee kuan Yew, hat sich für eine militärische Stärkung Japans ausgesprochen, weil ein solcher Schritt seiner Meinung dazu beitrage, die USA in Südostasien zu „entlasten".

Redaktion: Walter Vogelsang
Bild: Archiv



Modisch

„Das gefällt mir. Modisch und schick. Jetzt können wir uns dem Dienst entsprechend noch besser kleiden." So urteilt Feldwebel Kerstin Jänecke über das neue Uniformkleid, das ab 1. März 1983 für weibliche Angehörige der NVA, der Grenztruppen der DDR und der Zivilverteidigung eingeführt wird. Gleichzeitig erhalten unsere Genossinnen eine neue Felddienstuniform und neue Mützen sowie eine veränderte Dienstuniform und Hemdbluse. Kerstin stand mit diesen Bekleidungen für die AR Modell.

Auf dem großen Foto ist das Uniformkleid aus pflegeleichtem Seidengewirk zu sehen. Im Vordergrund kann man die silbergraue kurzärmelige Sommerausführung betrachten, sie ist für alle Teilstreitkräfte und Organe gleich. Die Puppen hinten haben die langärmeligen Winterkleider angezogen bekommen: Links aus dunkelblauem Stoff für die Angehörigen der Volksmarine, rechts in steingrau

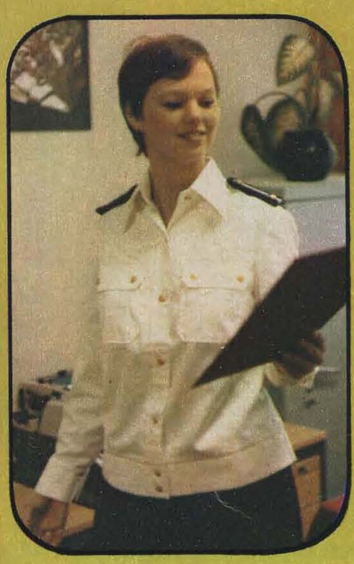






für die übrigen. Ein besonderer modischer Pfiff: Zu dieser Uniform darf sowohl ein kunstseidenes Halstuch als auch eine schwarze Umhängetasche getragen werden.

Die Felddienstuniform gleicht im Gewebe und in der Grundform derjenigen, die unsere Soldaten seit langem tragen. Anorak und

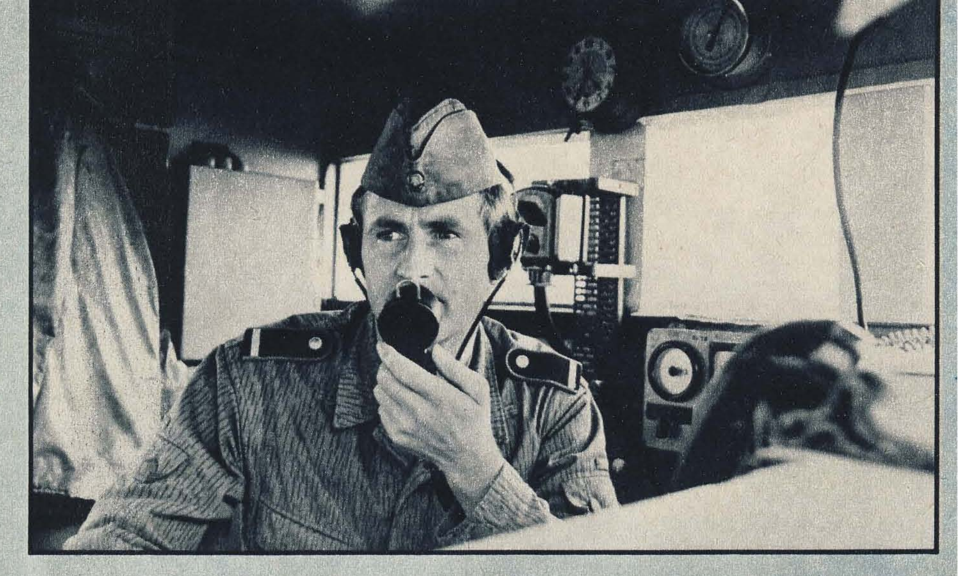


Keilhose fallen künftig weg, ebenso das Schiffchen (Käppi) für die warme Jahreszeit. Stattdessen setzt man jetzt eine schwarze Baskenmütze im Felde auf und im Winter bei allen Uniformarten eine Mütze mit Pelzbesatz.

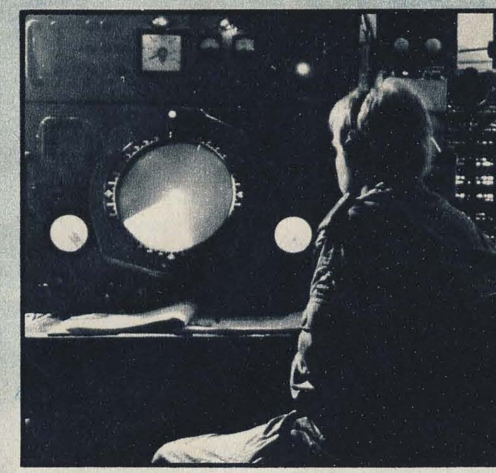
An der Uniformjacke und dem -rock wurde der Schnitt verändert, unter anderem sorgen zwei Kellerfalten im Rock für ein bequemes Tragen. Die silbergraue und weiße Hemdbluse wird jetzt mit und ohne Bund hergestellt (auf dem Foto die Ausgangsuniform der Volksmarine). Damit ist es möglich, sie sowohl in als auch über den Rock anzuziehen. Komplettiert wird das alles (außer Felddienstuniform) mit neuen Modellen von Sandaletten, Schnürhalbschuhen (Sporta) und Pumps. Übrigens: Die Form des Uniformkleides und der Wintermütze sind das Ergebnis einer Umfrage unter den weiblichen Soldaten!

Text: Oberstleutnant Horst Spickereit
Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer





Abendstimmung an der Ostseeküste. Die Sonne hat sich soeben verabschiedet, ein paar Wolken ziehen tief am Horizont vorbei, werfen letzte Farben aufs Meer. Bizarr erhebt sich in der Natur ein schlanker Turm. Auf ihm Matrosen einer Technischen Beobachtungskompanie der Grenzbrigade Küste. Die Signalgasten können sich der Romantik nicht allzulange hingeben. Ihre Sinne sind weit hinaus aufs Küstenvorfeld gerichtet, dort, wo unsere Staatsgrenze verläuft. Und auch die Funkorter im Gefechtsstand blicken auf dieses Gebiet, das ihnen die Sichtschirme heranholen. Jedes Fahrzeug wird registriert und verfolgt. Kommt es mit friedlichen Absichten? Erfolgt eine Provokation gegen unseren Staat? Tag und Nacht stehen die Matrosen hier auf Posten, beobachten sie aufmerksam jede Bewegung da draußen, damit das Hinterland ruhig arbeiten und schlafen kann.



Text: Oberstleutnant Spickereit
Bild: Oberstleutnant Gebauer





Auf Posten

Wachboot

SUN-YAT-SEN

Halbgleiter

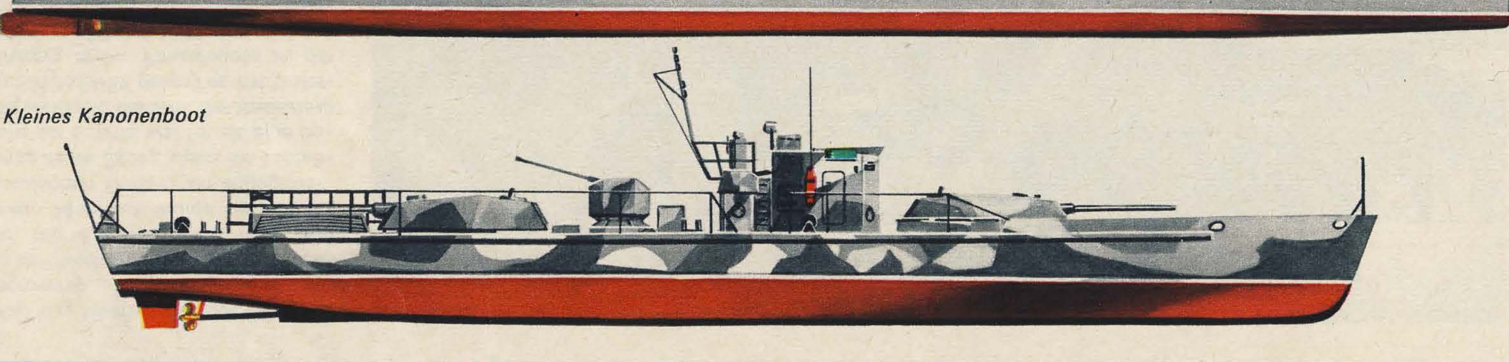
Die Nordmeer-, Baltische, Schwarzmeer- und Pazifikflotte bildeten den Kern der sowjetischen Seestreitkräfte am Vorabend des zweiten Weltkrieges. Neben diesen vier großen Flotten gab es aber auch noch Kriegsflottillen auf den Binnengewässern der UdSSR. Ausgerüstet mit Flußkampfschiffen und Panzerbooten, bewährten sie sich

Auf Dnepr, Wolga und Spree

Flußflottillen haben in den sowjetischen Seestreitkräften eine lange Tradition, verfügt die UdSSR doch mit einem Binnenwasserstraßennetz von fast 143 000 km über eines der größten der Erde. Bereits während des Bürgerkrieges kämpften Flußflottillen der jungen Sowjetmacht erfolgreich gegen die weißgardistischen Truppen und ausländischen Interventen. Die Roten Matrosen gaben der Infanterie Artillerieunterstützung, landeten Truppen an, organisierten Übersetzstellen und nahmen feindliche Stützpunkte ein; sie bekämpften den Gegner auf Flüssen und Seen, schützten ihre an Land kämpfenden Genossen, wichtige Objekte und Übersetzstellen. Im wesentlichen waren das auch ihre Aufgaben im Großen Vaterländischen Krieg.

Als die faschistischen deutschen Truppen 1939 Polen überfallen und besetzt hatten, standen sie unmittelbar an der sowjetischen Grenze. Bedrohungen erwuchsen auch von den profaschistischen Regimes in Rumänien, Ungarn und Bulgarien, deren Streitkräfte auf der Donau überdies ein relativ großes Potential an Flußkampfschiffen hatten. Dem wirkte die sowjetische Seekriegsflotte im Juni 1940 mit der Aufstellung der Pinsker Flottille im Norden und der Donau-Flottille im Süden entgegen; die Schiffe und Boote der Pinsker Flottille kamen überwiegend aus der aufgelösten Dnepr-Flottille. Außerdem ergänzten einige ehemalige polnische Flußkampfschiffe den Bestand.

Nach dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion lieferten die Pinsker, die Donau- und die Ladoga-Flottille den faschistischen Truppen erbitterte Abwehrgefechte. Die Pinsker Flottille zog sich kämpfend auf dem Pripjat nach Osten bis in den Raum Mosyr zurück. Dort wurde sie in die Pripjat-, Beresina- und Dnepr-Abteilung aufgeteilt. Alle drei unterstützten die Landstreitkräfte bei ihren Verteidigungskämpfen. Neben der Deckung des Rückzuges und der Verteidigung von Übersetzstellen und Brücken oblag ihnen auch deren anschließende Zerstörung, um dem



SHELESNJAKOW

Kleines Kanonenboot

Feind das Überwinden der Flüsse zu erschweren.
Ein sehr wichtiger strategischer Punkt war die Kanew-Brücke über den Dnepr. Mehrfach wurde sie von faschistischen Flugzeugen angegriffen. Lange ohne Erfolg, denn die Luftabwehr der Schiffe war für sie eine unüberwindbare Barriere. Der Besatzung der SMOLENSK gelang es, mit Unterstützung dreier Panzerboote in der Nacht zum 26. Juli 1941 eine wichtige Übergangsstelle, die deutsche Truppen im Rücken der sowjetischen Streitkräfte errichtet hatten, durch einen überraschenden Vorstoß zu zerstören.
Die letzte Gefechtsaufgabe der Pinsker Flottille war die Deckung des Rückzuges der 37. Armee aus dem Raum Kiew. Die WITELSK und andere Flußkampfschiffe hinderten mit konzentriertem Artilleriefeuer den Gegner am Überschreiten des Dnepr. Anschließend sprengten die Besatzungen ihre Schiffe und zogen sich mit den restlichen Truppenteilen zurück. Am 5. Oktober wurde die Flottille aufgelöst.
Die Donau-Flottille wirkte zusammen mit den Streitkräften des Südabschnittes bis Mitte November 1941. Dann wurden die Einheiten und ihre Besatzungen in den Bestand der Asow-Flottille übernommen. Die Ladoga-Flottille handelte zusammen mit der 7. und 23. Armee. Die Boote landeten Truppen an und unterstützten sie mit der Schiffsartillerie. Vor allen Dingen aber stellten sie Transporte über den Ladoga-See für das eingeschlossene



Panzerboot des Großen Vaterländischen Krieges nach einem Gefechtseinsatz

wehr verantwortlich war. Für die Wirksamkeit dieser Maßnahmen spricht, daß der Schiffsverkehr zu keinem Zeitpunkt ernsthaft unterbrochen war.
Im Juli 1942 begann die Schlacht an der Wolga, die die entscheidende Wende des Krieges einleitete. Die Wolga-Flottille unterstand operativ dem Oberbefehlshaber der Stalingrader Front. Die Schiffsbesatzungen unterstützten die Landstreitkräfte bei der Verteidigung der Stadt, sicherten Flußabschnitte für den Transport von Truppen, Kampftechnik und Versorgungsgütern, verhinderten das Übersetzen von gegnerischen Truppen und schützten die Übersetzstellen für die eigenen Streitkräfte. Darum wurden die Schiffe besonders oft von faschistischen Flugzeugen angegriffen. Aber ohne wesentliche Wirkung.

aufgaben. Die Besatzung vernichtete 19 Panzer, 51 Kraftfahrzeuge, vier Flugzeuge und ungefähr 650 feindliche Soldaten. Die Artilleristen der TSCHAPAJEW unterstützten 142mal die kämpfende Infanterie. Außerdem setzten sie neun Panzer, 93 Kraftfahrzeuge, etwa 20 Geschütz- und Granatwerferbatterien sowie mehrere Befehls- und Beobachtungsstände außer Gefecht. Für ihre Leistung bei den Kämpfen um Stalingrad wurden beide Kanonenboote mit dem Rotbannerorden ausgezeichnet.
Die allgemeine Offensive der Roten Armee nach der Schlacht an der Wolga und ihrem Sieg am Kursker Bogen brachte die sowjetischen Truppen im September 1943 wieder an den Dnepr. Zum zweiten Mal in diesem Krieg wurde der Fluß zur Hauptkampflinie. Es mußten Brückenköpfe

eine Abteilung Halbgleiterboote, die vorrangig die Landstreitkräfte im Raum Rummelsburg unterstützten, an die Spree. Andere Einheiten der Dnepr-Flottille handelten auf der Oder.
Die wiederaufgestellte Donau-Flottille leistete einen wesentlichen Beitrag zur Befreiung von Belgrad und Budapest. Bei der Einnahme von Wien gelang es einer Gruppe von Panzerbooten, trotz heftiger Gegenwehr, einen Landungstrupp zur Besetzung der einzigen unzerstörten Donaubrücke abzusetzen. In Linz war dann die Kampftätigkeit der Donau-Flottille beendet.
Die Flußkampfschiffe der Amur-Flottille nahmen erfolgreich an den Kämpfen gegen Japan im August 1945 teil. Heftige Gefechte entbrannten auf dem Sungari-Fluß. Die Stadt Jiasmusi und der umliegende Raum waren stark

Leningrad sicher. Unaufhörlich brachten die Schiffe Versorgungsgüter, Munition und Truppen in die Stadt. Auf dem Rückweg wurden Kinder, Kranke und Verwundete an Bord genommen. Als sich der Blockadering um die Stadt immer enger schloß, blieb nur noch der Weg über den Ladoga-See als einzige Verbindung. Vom Staatlichen Verteidigungskomitee wurde der Ladoga-Flottille die volle Verantwortung für die „Straße des Lebens" übertragen. Für ihre Leistungen erhielt sie den Rotbannerorden verliehen.

Die Wolga war schon immer ein wichtiger Transportweg, besonders für das Erdöl aus dem Kaspischen Meer. Der große Strom war zugleich auch eine natürliche, strategisch wichtige Grenze. Im Oktober 1941 wurde die auf der Wolga bestehende Schulschiffabteilung in die Wolga-Flottille umformiert.

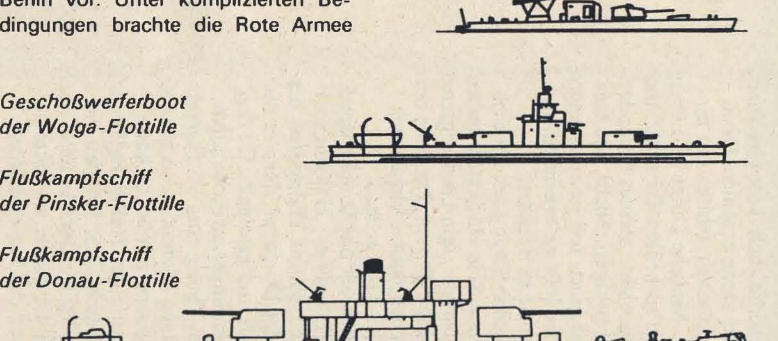
Und je mehr sich die Front der Wolga näherte, desto häufiger passierten militärische Transporte den Fluß. Die faschistische Luftwaffe verminte deshalb den Strom. Von sowjetischer Seite wurden daraufhin Minenbeobachtungsstellen eingerichtet. Das waren Posten, die die Minenabwurfstellen genau registrierten und kennzeichneten. Damit erleichterten sie wesentlich die Arbeit der neugebildeten Räumbrigade, die mit 19 Flußräumbooten und verschiedenen Räumschuten die Minen bekämpfte. Am Unterlauf der Wolga wurde 1942 die Kaspi-Kriegsflottille aufgestellt, die 1943 für die gesamte Minenab- Zur weiteren Unterstützung des Nordabschnittes der Front stellte man eine neue Schiffsgruppe zusammen, die aus den Kanonenbooten USYSKIN und TSCHAPAJEW sowie sieben Panzerbooten bestand. Als die Wolga zufror, verblieben die beiden Einheiten sowie 19 Panzer- und Räumboote auf ihrer Position und unterstützten die um die Stadt kämpfenden Truppen. Die Schiffe trugen die gesamte Last der Verteidigung und Sicherung der Übergangsstellen. Ein Besatzungsmitglied des Panzerbootes „Nr. 63" schilderte als Augenzeuge die Versorgung des eingeschlossenen Teils der 62. Armee so: „Wir wußten, daß unsere Panzerboote die einzigen Fahrzeuge waren, die trotz des schweren Eisgangs zu dem belagerten Brückenkopf vorstoßen konnten, um Munition, Verpflegung und Medikamente zu bringen. Aller verfügbare Raum bei uns an Bord wurde vollgepackt. Der zulässige Tiefgang war bereits weit überschritten. Und das tief im Wasser liegende Boot war schwer im Eis zu manövrieren. Ständig war der Kühlwassereintritt mit Eisstücken verstopft. Kurz nach dem Ablegen lagen wir bereits unter dem Beschuß gegnerischer Panzer- und Artilleriekräfte. Granatsplitter schlugen die Bordwände des Bootes leck. Unablässig das Feuer erwidernd, durchbrachen wir diese gefährliche Zone und landeten die Versorgungsgüter an. Auf dem Rückweg nahmen wir Verwundete aus dem Kessel an Bord."

Die USYSKIN erfüllte während der Schlacht um Stalingrad 212 Feuer- am gegnerischen Ufer gebildet werden. Außerdem war der Nachschub zu organisieren. Weil ein großer Teil der Landverbindungen unterbrochen war oder es sich um unzugängliche Gebiete handelte, wurde noch im September die Dnepr-Flottille neu formiert. Kurze Zeit später verfügte sie bereits über 114 Einheiten, darunter 13 moderne Geschoßwerferboote. Von der ehemaligen Wolga-Flottille erhielt sie 29 Fahrzeuge auf dem Schienenweg. Ein wichtiger Meilenstein auf dem Kampfweg der Flottille war die Befreiung der befestigten Stadt Pinsk.

Als die faschistische deutsche Wehrmacht immer weiter nach Westen zurückgeschlagen wurde, konnten die Flußkampfschiffe nicht nachstoßen, weil der Dnepr-Bug-Kanal zerstört war. Später wurden Teile der Flottille, wieder mit der Eisenbahn, zum westlichen Bug verlegt.

Im Frühjahr 1945 bereiteten die sowjetischen Truppen den Sturm auf Berlin vor. Unter komplizierten Bedingungen brachte die Rote Armee befestigt, denn hier befand sich die Operationsbasis der japanischen Sungari-Flottille. Einen bedeutenden Anteil an der Zerschlagung der gegnerischen Kräfte hatte die SUN-YAT-SEN. Ihre Artillerie zerstörte zahlreiche Feldbefestigungen und unterstützte so die Operationen der 2. Fernöstlichen Front. Nach dem Krieg diente das mit dem Gardetitel ausgezeichnete Flußkampfschiff SUN-YAT-SEN noch einige Jahre bei der Rotbanner-Armur-Flottille, bevor es außer Dienst gestellt wurde. In vielen Städten der Sowjetunion erinnern Denkmäler an die hervorragenden Leistungen der Flußkampfschiffe und ihrer Besatzungen während des Großen Vaterländischen Krieges. Gleichzeitig mahnen sie, entschlossen den Frieden zu verteidigen.

Text: Bernd Oesterle
Zeichnungen: Autor (3),
Heinz Rode (5); Foto: Archiv



Geschoßwerferboot der Wolga-Flottille

Flußkampfschiff der Pinsker-Flottille

Flußkampfschiff der Donau-Flottille

THONG

Kurzgeschichte von Ingrid Gäde

Ich wollte euch diese Geschichte schon lange erzählen. Doch als sie geschah, fehlten mir die Worte. Manche Dinge im Leben machen sprachlos. Ihr müßt aber die Geschichte meines Freundes Thong erfahren. Nicht, wie hart das Leben ist, soll sie euch zeigen, vielmehr sollt ihr erkennen, welche Kräfte es freisetzt.

Ich kenne Thong seit ich denken kann. Sein Haus steht neben dem unsrigen, sein Garten grenzt an unseren Garten. Die Äste der Apfelsinenbäume reichen sich einander die Hände.

Spielten wir das Drachenspiel, bei euch heißt es „Habicht und Glucke", so war Thong stets der Kopf des Drachens, denn er war gewandt und geschickt, für den Drachenfänger unverwundbar.

Wenn Thong zum Mittherbstfest seinen Mondkuchen bekam, lief er zuerst zu mir. Er hatte zwar nur einen Halbmondkuchen, seine Geschwister besaßen die andere Hälfte, doch er teilte noch einmal. Er wußte, ich hatte keinen, weil das Reismehl nicht reichte. War der Kuchen bis auf den letzten Krümel aufgegessen, liefen wir zur Schule zum großen Fest. Bei uns würde man sagen thân thiet. Kurzum: Wir gingen miteinander durch dick und dünn.

Es war Krieg. Unsere Schulzeit begann früh um 5.00 Uhr, der Schulweg betrug sieben Kilometer. Um 10.00 Uhr war Unterrichtsschluß, denn bald darauf begannen die Bombenangriffe der US-Amerikaner.

Auf den Feldern gab es viel Arbeit. Die Väter und großen Brüder kämpften an der Front. Es mußten schon viel kleinere Kinder als ich den Reis pflanzen, den Garten säubern, die Bewässerung aufrechterhalten. Aber Kinder sind Kinder, auch im Krieg. Wir vergaßen nicht unsere Spiele. Besonders häufig waren wir Kim Song, der Held aller vietnamesischen Kinder. Auch saßen wir, wenn wir die Wasserbüffel zur Tränke brachten, gern auf deren Rücken, ließen die Beine ins Was-



Illustration: Jürgen Wagner

ser baumeln und spielten auf der Bambusflöte. Thong spielte am besten. Das sage ich nicht nur, weil er mein Freund war. Das erkannten alle neidlos an.

An einem schönen Sommerabend gab es ein Fest. Drei junge Männer gingen zur Front. Erst hielt der Bürgermeister eine Rede, dann der Sekretär vom Jugendverband. Die drei Männer sprachen das Gelöbnis. Sie versicherten uns, tapfer zu kämpfen. Ich wurde, wie die anderen Jungen auch, richtig neidisch. Wir wären gern mit ihnen gegangen. Warum wischten sich die Frauen nur immer heimlich mit dem Tuch die Augen? Diesen Abend konnte ich lange nicht vergessen. La, Thongs großer Bruder, holte die Gitarre. Die Mädchen sangen, die Erwachsenen tranken Reisschnaps.

Wir Kinder durften lange wach bleiben, und im Mondschein spielten wir noch Verstecken.

Als La das Lied vom „treuen Mädchen, welches Jahre auf ihren Freund wartet" anstimmte, wurden alle ernst, standen auf und sangen feierlich mit. Dann kam La auf Thong zu, der neben mir stand. „Thong, ich gebe dir heute meine Gitarre. Lerne spielen, du weißt, Musik macht die Menschen glücklich." Thong war wie erstarrt. Nie hatte er die Gitarre berühren dürfen. Dann überkam ihn eine große Freude. Ich sah es an seinem Gesicht.

Thong nutzte fortan jede freie Minute, um auf seiner Gitarre zu üben. Ich möchte sagen, es dauerte nur vier Monate, und er konnte wie La spielen. Aber mit einer Besessenheit übte er weiter. Dabei war es nicht zuerst die Technik, die erstaunen ließ. Ich glaube, Thong liebte die Gitarre, die Gitarre liebte Thong. Seine Melodien gingen nicht nur ins Ohr, sie drangen zum Herzen.

So verging die Zeit, und es geschah etwas, wie es sich oft unter Freunden fügt, wir sprachen aber nie darüber. Wir liebten ein Mädchen, Lien. Die Jungen sagten über Lien: mânh rê. Ich versuche, euch diese Worte zu erklären. Liens Haut schimmerte fast weiß, sie hatte samtbraune Taubenaugen. Ihre Gestalt war biegsam und schlank wie ein Bambusrohr. Wenn ich sage, sie war ein hübsches Mädchen, so reicht das nicht aus. Wir bewunderten sie: sieben Kilometer Schulweg, sieben kleine Geschwister, sieben Ar Land und eine kranke Mutter, seit diese erfahren hatte, daß ihr Mann gefallen war. Alle im Dorf halfen Lien. Und wir beide liebten sie. Es dauerte aber mindestens ein Jahr, bis wir einem Mädchen unsere Liebe offenbaren. Thong hatte einen Vorteil, für ihn sprach die Gitarre.

Wenn Thong in deren Saiten griff, die Mädchen ihre Lieder sangen, verstand ich Liens Blicke. Auch Thong hob häufig den Kopf und schaute sie verstohlen an. Ich verstand beide und versuchte, meine Liebe zu vergraben. Unsere Freundschaft sollte nicht zerbrechen.

Erst an dem Abend, als uns das Abschiedsfest vor dem Gang an die Front bereit wurde, Thong immer kräftiger die Saiten anschlug, die Mädchen sangen, die Mütter sich verstohlen die Augen wischten, wurde ich wehmütig. Würde ich je mit einem Mädchen...? Ihr versteht mich? Denn Thongs Gitarre klang nicht mehr laut, er spielte nur noch für Lien. Sie selbst war ihm Gitarre an diesem Abend.

Zwei Jahre später war der Krieg beendet. Einige kamen nach Hause, auch Thong und ich. Es ist eine nicht zu beschreibende Freude, wenn man sich nach solchen Jahren wieder trifft. Groß aber ist auch der Schmerz über die vielen, die fehlen. Als ich Thong sah, auf ihn zulief, ihn umarmte, stockte mein Atem. Sein Arm, der rechte, fehlte bis zur Armkugel. Ich biß die Zähne zusammen: Männer weinen nicht.

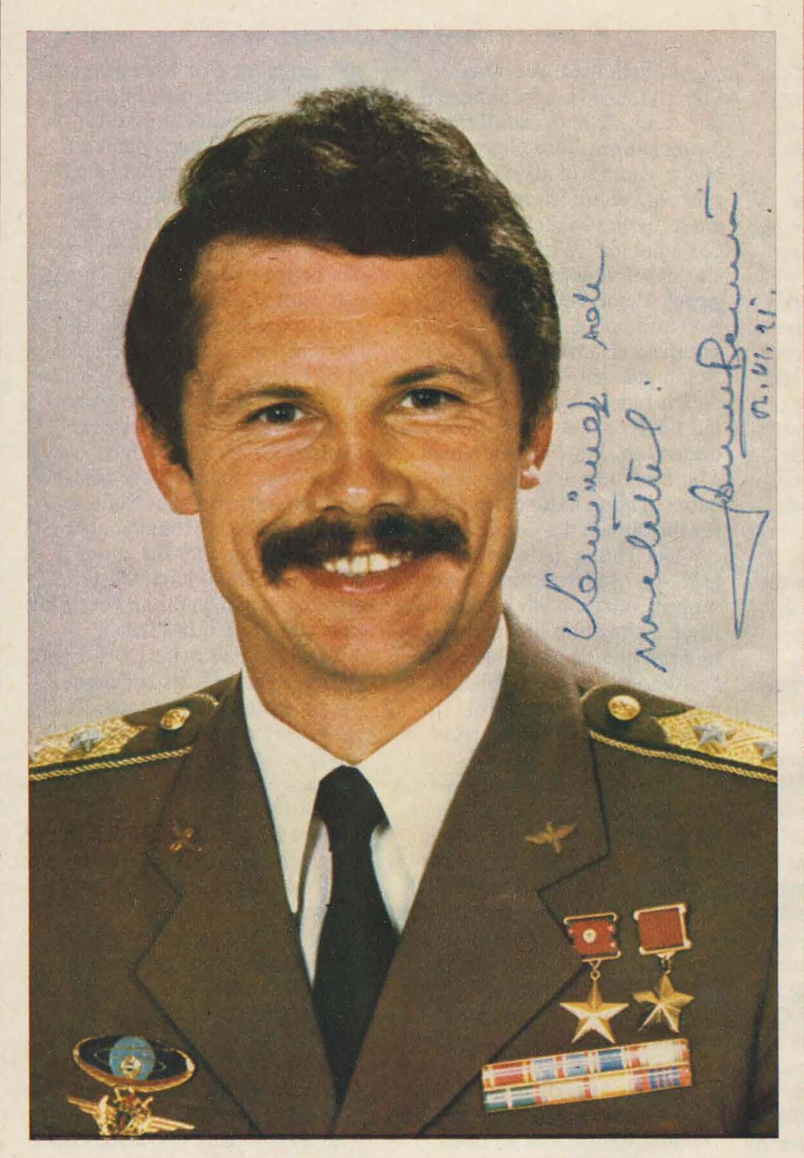
Thong versteckte sich in seinem Haus wie das Hörnchen unter der Erde. Und erst, als ich in der hintersten Ecke des Gartens eine Bambusflöte klagen hörte, begriff ich ganz. Für Thong war Musik: Leben, Kraft, Sprache. Zwei Hände braucht man für die Gitarre. Ich will euch nicht widersprechen, man vermag auch mit einem Arm ein vollwertiger Mensch zu sein. Doch es gibt Dinge im Leben, die einem erst das Leben bedeuten. Für Thong war es die Musik. Und er begrub in der hintersten Ecke des Gartens mit seinem Flötenspiel seine Liebe. Glaubt ihr an Wunder? Dort, wo ich an den Abenden die Flöte klagen hörte, erklangen Gitarrentöne, hart, schneidend, schrill. Tage vergingen, ich hörte manche Saite zerspringen. Nach Monaten aber vernahm mein Ohr die ersten Melodien. Die Gitarre flüsterte sehnsuchtsvoll, erzählte vom Fluß und sang für ein Mädchen.

Plötzlich hieß es im Dorf, Lien zieht zu Thong. Das bedeutete, die beiden wollten heiraten. Keiner hatte es im Dorf gewußt. Ich muß euch sagen, ich bekam Angst vor der Hochzeitsfeier. In mir hatte sich der Blick von Thongs Augen bei unserem Wiedersehen eingegraben. Augen, die alles sahen und trotzdem leer waren.

Die Hochzeitsgäste waren zu zahlreich für Thongs kleines Haus. So feierte man eben davor. Lien sah in ihrem Brautkleid bezaubernd aus. Die Augen des Bräutigams strahlten. Die Gäste überreichten die Geschenke. Thongs Vater hielt die Tischrede. Alle waren lustig und ausgelassen.

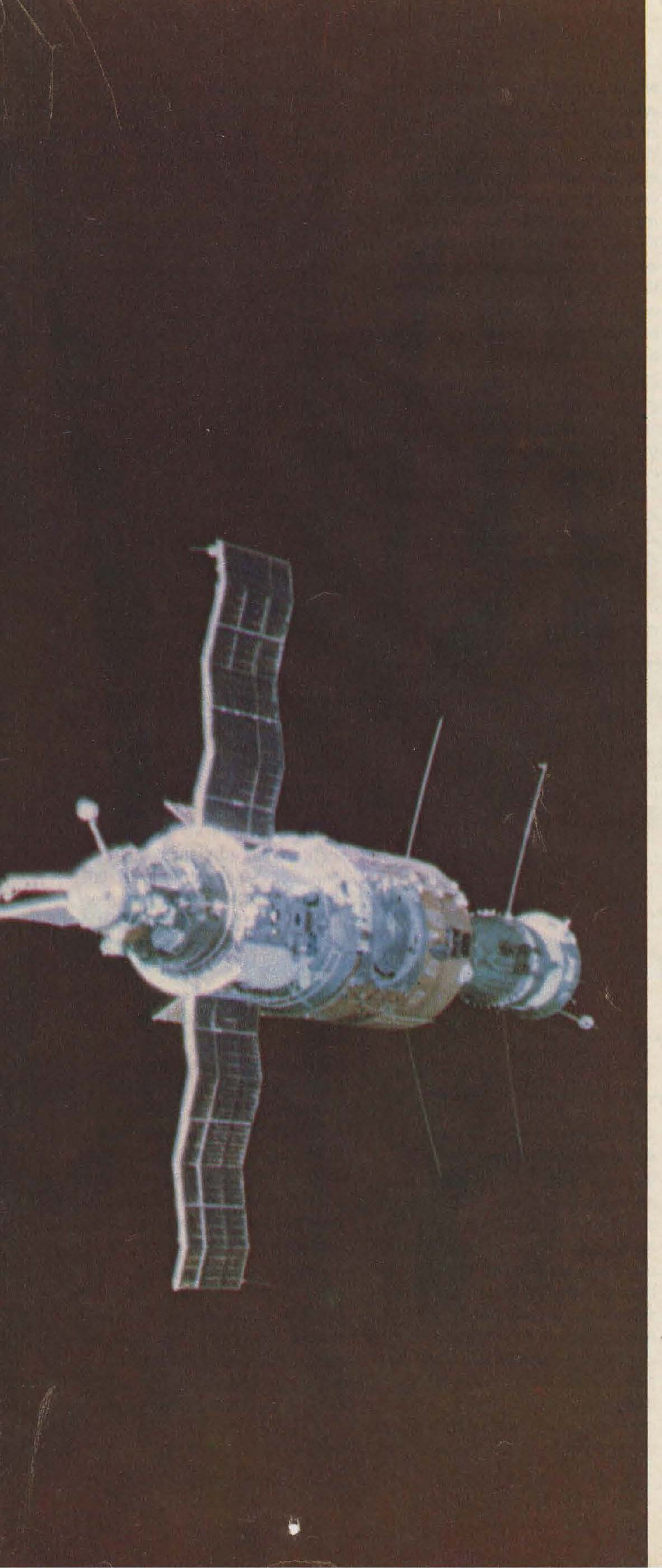
Da ging Lien in das Haus und kam mit der Gitarre. Es wurde erschreckend still, und aller Augen wandten sich zu Thong. Der hatte den Kopf gesenkt und ergriff die Gitarre. Dann zog er sie mit einem Gurt fest an seinen Körper. Die eine, seine linke Hand legte er auf das Griffbrett. Mit den drei ersten Fingern hielt er die Saiten, während der vierte und fünfte Finger den Ton anschlugen.

Ich ging tiefer in den Garten, Männer...



Fast am Ende ihres Budapester Aufenthaltes, buchstäblich drei Stunden vor dem Start des Flugzeuges nach Hause, ermöglichten die Journalisten unserer Bruderzeitschrift „Igaz szo" der AR-Reporterin Karin Matthées ein Gespräch mit dem wohl bekanntesten und beliebtesten Soldaten unter Ungarns Fahne: Fliegerkosmonaut Oberstleutnant Bertalan Farkas.

Eine Stunde Freundlichkeit



Herzlichen Dank, Genosse Farkas, daß Sie ausgerechnet heute noch Zeit für dieses Gespräch gefunden haben. Von meinen ungarischen Journalistenkollegen erfuhr ich, daß dies ein sehr bedeutungsvoller Tag für Sie ist...

Ja, vor ein paar Stunden bin ich aus dem Prüfungszimmer der Technischen Universität Budapest entlassen worden. Ich studiere dort in der Fachrichtung Verkehrsingenieur. Und heute waren die Prüfungen zum Abschluß des ersten Studienjahres.

Und – darf man gratulieren?

Ich hab bestanden.

Sie hatten sicherlich schon zahlreiche Prüfungen in Ihrem Leben zu bestehen, wobei ich noch gar nicht an den 26. Mai 1980 denke.

Wenn Sie Examen in Mut und Nervenstärke meinen, so muß ich bis 1965 zurückdenken. Da ging ich noch zur Schule, war aber schon Mitglied des Aero-Klubs in Nyiregyhaza. Da habe ich als junger Bursche mit dem Segelfliegen begonnen, denn fliegen, das wollte ich schon immer.

Als junger Mensch träumt man noch von seiner Zukunft, davon, was man alles werden könnte. Haben Sie sich träumen lassen, einmal der erste Kosmonaut Ihres Heimatlandes zu sein?

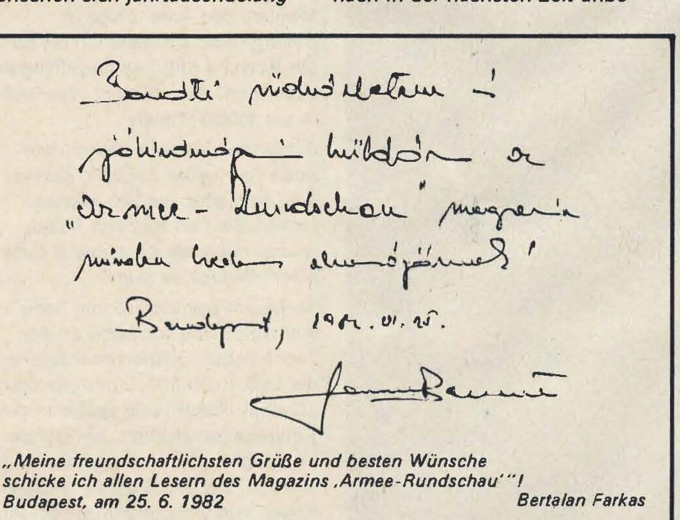
So hochfliegende Träume hatte ich wahrlich nicht. Ich habe an der Technischen Offiziershochschule der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung „György Kilian" und später in der Sowjetunion studiert, bin Offizier der Ungarischen Volksarmee geworden, bin sechs Jahre lang geflogen wie viele andere Genossen auch. Doch im März 1978 bestieg ich eine Maschine, in der ich nicht Flugzeugführer, sondern Passagier war. Sie brachte mich ins Sternenstädtchen, in die Stadt der Kosmonauten unweit von Moskau.

Können Sie sich noch an Ihren Empfang in der Sowjetunion erinnern?

Natürlich, so etwas vergißt man nicht, schon deshalb, weil da etwas recht Komisches passierte. Zu unserer Begrüßung waren etliche sowjetische Genossen erschienen, unter ihnen so berühmte Kosmo-

nauten wie Beregowoi und Nikolajew. Nun hatten sie offenbar nicht so junge Leute erwartet, wie wir es waren. Ich war neunundzwanzig Jahre alt, Oberleutnant. In bester Stimmung kletterten wir also aus der Maschine – und wurden nicht ernst genommen. Man meinte, möglicherweise seien die Genossen der Besatzung, die uns hergeflogen hatte, die erwarteten Gäste. Das waren ältere, reifere Menschen als ich und meine Genossen. Der Irrtum klärte sich aber sehr schnell auf. Wir wurden herzlich willkommen geheißen und fuhren gemeinsam ins Sternenstädtchen.

Am 26. Mai 1980 starteten Sie gemeinsam mit Ihrem sowjetischen Kommandanten Valeri Kubassow als fünfte Interkosmos-Mannschaft in den Weltraum. Eine Woche lang haben Sie erleben dürfen, was die Menschen sich jahrtausendelang in ihren verwegensten Träumen nicht vorzustellen vermochten. „Ufer des Weltalls", so nannte der Ziolkowski-Schüler Koroljow einmal unsere Erde. Sie, der Sohn eines ungarischen Schuhmachers, junger Kommunist und hochgebildeter Spezialist, haben sich von diesem Ufer abgestoßen und einen großen Auftrag im Dienste des Fortschritts erfüllt. Als Sie glücklich auf kasachischer Erde gelandet waren, welches waren da Ihre stärksten Empfindungen?



„Meine freundschaftlichsten Grüße und besten Wünsche schicke ich allen Lesern des Magazins ‚Armee-Rundschau'"! Budapest, am 25. 6. 1982 — *Bertalan Farkas*

Das Glücksgefühl, meine Aufgabe erfüllt zu haben und wohlbehalten wieder auf der heimatlichen Erde zu sein. Vor allem aber der eine Wunsch, die eine Sehnsucht, das eine Ziel beherrschte mich, auch während meines Fluges im Kosmos: Unsere Erde braucht den Frieden, nichts als den Frieden. Er ist das Wichtigste für die ganze Welt, für jedes Land, für jede Familie, für mich, meine Frau, meine beiden Kinder ebenso wie für jeden anderen Menschen.

Die im Interkosmosprogramm eingesetzte Weltraumtechnik repräsentiert technische Spitzenleistungen. Sie haben gelernt, mit dieser modernsten und anspruchsvollsten Technik absolut sicher umzugehen. Kurzum, als Forschungskosmonaut sind Sie ein erprobter Kenner und Beherrscher dieser Materie und haben einen weitreichenden Überblick. Was müßte Ihrer Meinung nach in der nächsten Zeit unbedingt getan werden, um die Menschheit voranzubringen?

Vor allen Dingen muß alles unternommen werden, um die Sicherung des Friedens dauerhaft und zuverlässig zu machen. In dem Zusammenhang: Es muß verhindert werden, daß der Weltraum für militärische Zwecke mißbraucht wird. Die Militarisierung des Kosmos, wie sie der USA-Imperialismus unter Aufbietung von Milliarden und Abermilliarden betreibt, gehört zu den größten Schandtaten dieser Kriegsplaner. Die friedliche Nutzung des Weltraums für ein besseres Leben hier auf der Erde, wie sie von der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Ländern entwickelt wird, muß das alleinige Ziel aller Kosmosforschung bleiben.

Seit Ihrer großartigen Leistung im All sind Sie viel unterwegs. Einladungen aus allen Himmelsrichtungen erbitten Ihren Besuch. Eine solche Einladung kam doch gewiß auch aus meiner Heimat?

Selbstverständlich. Mit Oberst Sigmund Jähn verbindet mich eine lange Freundschaft. Im Sternenstädtchen waren wir oft zusammen. Und so bin ich im Mai 1982 gern in die DDR gekommen, zum erstenmal übrigens. Eine ganze Woche konnte ich mit Sigmund und anderen Freunden zusammen sein. Wir haben viel gesehen und erlebt. Als wir Sigmunds Geburtsort besuchten, fiel mir auf, daß nicht nur wir Ungarn lange Namen für unsere Orte haben – Morgenröthe-Rautenkranz, nicht so einfach auszusprechen! Es hat mir dort sehr gefallen. Auch von Berlin war ich beeindruckt. Es ist eine schöne und saubere Hauptstadt. Wir haben die Staatsoper besucht, den Palast der Republik, das Haus der Ungarischen Kultur. Hier besuchten mich ungarische Landsleute, die gegenwärtig in Berlin leben und arbeiten. Es waren erlebnisreiche Tage in der DDR. Doch sie verflogen ebenso schnell wie meine Woche im Kosmos.

Wenn Sie sich etwas wünschen dürften für die Zukunft, was wäre das?

Ich sagte es schon – vor allem, daß Frieden bleibt. Ein großer Wunsch ist, daß in Baikonur noch einmal für mich der Befehl zum Start gegeben wird. Aber dann nicht nur für acht Tage! Doch zunächst will ich mein Studium bewältigen und alle Examen so gut bestehen wie heute.

Im Namen gewiß aller Leser unseres Soldatenmagazins wünsche ich Ihnen dazu besten Erfolg, drücke Ihnen für einen eventuellen neuen Start die Daumen und wünsche Ihnen dafür vor allem eines – glückliche Landung!

Bild: ADN/ZB; Archiv

ar foto cross

Sehen Sie sich das Foto genau an, und lassen Sie sich dazu eine möglichst ulkige Bildunterschrift einfallen! Wenn Sie eine (oder auch mehrere) gefunden haben, schreiben Sie dieselbe auf eine Postkarte (!) und schicken das Ganze bis 10. 4. 1983 an

Redaktion „Armee-Rundschau“
1055 Berlin
Postfach 46 130
Kennwort: Fotocross

Die 3 originellsten Ideen werden mit Buch- oder LP-Preisen belohnt und im Heft 6/83 veröffentlicht.



FOTOCROSS-GEWINNER AUS HEFT 12/82

Hans Höhn, 4700 Sangerhausen
Straße Glück Auf 39

Wer wagt es da, „Hilfsschwester“ zu sagen?!

Heiko Knorr, 6600 Greiz/Pohlitz
Wilhelm-Pieck-Str. 26

Ich werd’s euch zeigen, wer hier das Regiment führt!

Kerstin Arnold, 4020 Halle/S.
Otto-Grotewohl-Str. 19

Dem Chef zeig ich es! Ich will endlich Oberschwester werden!

Die Preise wurden den Gewinnern mit der Post zugestellt.
Danke fürs Mitmachen!



Bild: Manfred Uhlenhut, Archiv


ar
260 3


2601

So viel wie zwei Brote



Da stehen sich zwei gegenüber, den Blick aufeinander gerichtet. Der Junge lächelt den Alten ein wenig verlegen, wohl auch etwas schmunzelnd an. Er begreift den Vorgang. Aber auch, was ihm recht eigentlich geschieht?

Die beiden sind sechsundsechzig Jahre auseinander. Der Junge könnte des Alten Urenkel sein. In dessen Zügen spiegelt sich ein langes und über lange Strecken karges Leben. Nicht nur die Falten des Alters haben sich in sein Gesicht gegraben.

Ernst Schmidt ist 85, Parteiveteran. 1926 wurde er Kommunist. Die Uniform für den Roten Frontkämpferbund sparte er sich vom Munde ab. Zwölf Jahre, weit über die Hälfte des bisherigen Lebens des Jungen, litt er in faschistischen Zuchthäusern und Konzentrationslagern. Als schließlich die Rote Armee auch ihn befreit hatte, ging er mit anderen Genossen daran, neue antifaschistisch-demokratische Schutzorgane zu schaffen. Wer sollte besser wissen, wie hart und lang und blutig der Weg war, bis die Arbeiterklasse an die Macht und damit auch zu Waffen kam?

Eine Kalaschnikow wiegt 3100 Gramm, etwa soviel wie zwei Brote. Beides aber, Waffe und Brot, wog für Arbeiter schon immer weitaus schwerer: Waffen, um den Ausbeutern die Gewalt über sie zu nehmen, hatten sie fast gar nicht. Brot nur wenig – in Sachsenhausen nur ein paar Gramm an jedem KZ-Tag. Die Revolution brachte Brot für alle, auch bei uns. Waffen kamen hinzu, um Revolution und Brot zu verteidigen.

Steffen Heidenreich, der junge Soldat, hatte stets Brot. Und Milch und Butter und Wurst dazu, Sicherheit und Geborgenheit. Er ist in den Sozialismus hineingeboren worden – zu einem Zeitpunkt gar, als von dessen Gebäude die ersten Gerüste abgenommen wurden und seine Umrisse schon deutlich zu erkennen waren. So ist Steffen Heidenreich im Frieden groß geworden, hat Baufacharbeiter gelernt und Häuser gebaut. Nun ist er Soldat und nimmt seine persönliche Waffe in Empfang...

Da stehen sich zwei gegenüber, den Blick aufeinander gerichtet. Der eine hat erlebt und erlitten, was Kapitalismus heißt und Krieg – und für die sozialistische Umgestaltung gekämpft, weil Sozialismus und Frieden eins sind. Der andere kennt den imperialistischen „Alltag im Westen“ nur aus dem Fernsehen, aus Büchern und Filmen. Dank auch des Kampfes des Alten. Beider Hände umschließen die Maschinenpistole. Der Veteran übergibt sie, der Junge übernimmt sie. Über dem Bild steht das Wort Maxim Gorkis: „Für uns, und besonders für unsere Erben – die Jugend – ist es ebenso notwendig, sich mit Wissen zu wappnen, wie es notwendig ist, sich mit Stahl zu wappnen, um unsere Feinde abzuwehren.“

Text: Lutz Bernhardt

Bild: Frank Wehlisch

Hippopotamus-Rendezvous

Kurzgeschichte von Kurt-Rudolf Böttger
Illustriert von Fred Westphal

SIE, die ihn schon einmal so innig umarmt hatte, war nicht gekommen. Lange war er, der Artillerie-Gefreite Andreas Haust, vor den neuen Wasserspielen hin und her gegangen, weil er nicht glauben wollte, daß sie ihn versetze. Um diesen Glauben zu stärken, hatte er für sie einfache und komplizierte Ausreden erfunden, die er alle ohne Widerrede akzeptieren wollte, wenn sie nur kam. Aber dann sah er ein, daß die ganze Warterei sinnlos war.

Enttäuschung und Wut füllten seine Augen. Er marschierte erst in eine, dann in verschiedene andere Richtungen, weil er nicht wußte, was nun werden sollte. Vor dem großen Schaufenster eines Blumengeschäftes blieb er stehen, sah aber nicht die wunderschönen Orchideen, die da blühten, sondern nur die Jammergestalt, die er selbst war. So also, dachte er, sieht einer aus, der die Liebe erwartete und die Einsamkeit fand. Besaufe ich mich nun bis zum Delirium? NEIN! Kehre ich in die Kaserne zurück? NEIN! Suche ich mir ein anderes Mädchen? NEIN! Aber was dann? Eckensteher? Bordkantenlatscher? Zigarettenfresser und Kippenzertreter? Mädchennachschieler? Allein auf einer Bank? Allein im Kino? Allein?

Er maß seine traurige Gestalt mit einem spöttischen Blick und bemerkte dabei, daß sich sein Spiegelbild etwas straffte. Dieser erste Ruck zur Wiedergewinnung von äußerer Haltung tat ihm so gut, daß er den bittersten Gedanken kurz vergaß und dadurch plötzlich die Orchideen sah. Was für wunderbare Blumen. Und er erinnerte sich an eine Orchideenschau, die der Kulturbund seiner Heimatstadt veranstaltet hatte. Ja, wenn er jetzt zu Hause wäre. Dann würden diese paar Stunden nicht einmal ausreichen, um die besten Freunde zu besuchen. Aber er war nicht zu Hause. Er stand vor einem Schaufenster auf der Straße und hatte noch immer keinen Plan für die kommenden Stunden. Einzelgänger? Weißnichtwohin? Zeitvertrödler? Quatsch. Er mußte einfach etwas unternehmen. Er mußte, sonst würde er sich morgen schwarz ärgern und sich tagelang Vorwürfe machen, daß er wegen eines Mädchens geistig wie gelähmt gewesen war.

Wenn mich die Menschen allein lassen, dachte er übersteigert, dann halte ich mich eben an Blumen und . . ., an Blumen und Tiere. Besaß die Stadt nicht einen weltberühmten Zoo? Z – O – O: Z . . . iel – O . . . bjekt – O . . . rang – Utan! Keine schlechte Parole.

Mit einer höflichen Grußerweisung und Charme konnte er die Eintrittskartenverkäuferin davon überzeugen, ihn doch noch einzulassen, obwohl der Zoo in einer halben Stunde schloß. Für einen Besuch beim Orang-Utan war die Zeit zu kurz. Deshalb entschied er sich für das Nächstliegende, für das Flußpferd, das die schöne wissenschaftliche Bezeichnung Hippopotamus amphibius trägt.

Die Wasseroberfläche des beinah kupferbraunen Flußpferd-Bassins war spiegelglatt. Er lehnte sich auf die steinerne Brüstung und erblickte wieder sein Spiegelbild, das plötzlich das auftauchende Flußpferd zerriß. Die Augen des Tieres blickten böse. Die kleinen Ohren standen steif nach oben. Die runden Nüstern waren weit geöffnet.

„Was ist, Hippopotamus?" fragte er. „Bist du auch allein? Hast du auch keine Frau?" Hippopotamus bewegte den Kopf erst wie bejahend und dann wie verneinend hin und her. Und da Andreas mit dem afrikanischen Pflanzenfresser allein war, machte er seinem Herzen Luft. Das Flußpferd lag still wie ein Fisch in der Bratpfanne da und hörte scheinbar höchst interessiert zu. Seine Augen verloren den mißtrauisch-harten Glanz, und die Ohren lagen wie nasse Waschlappen auf dem massigen Schädel.

„Mein Junge. Bist du es wirklich?" hörte er da hinter sich eine Stimme. Er drehte sich um und sah in das schnell enttäuschte Gesicht einer Tierpflegerin.

„Ach, entschuldigen Sie. Ich hielt Sie für meinen Sohn, der mich hier ab und zu mal mit seinem Besuch überrascht."

Andreas nickte verständnisvoll. Da himmelte sie ihn mütterlich an und sagte: „Sie haben wirklich Ähnlichkeit mit meinem Großen. Aber der ist bei den Panzern. Außerdem hat er eine viel größere Nase als Sie. Die Männer in meiner Familie haben alle große Nasen . . . Aber was rede ich da. Ich muß mich um das Flußpferd kümmern. Das soll nämlich heute noch umziehen. Das gibt eine Heidenarbeit, kann ich Ihnen sagen." In diesem Augenblick verdrängte eine rasante Neugier seinen Liebeskummer und Weltschmerz.

„Umziehen? Wohin denn?"

„Aus diesem Becken in ein anderes, weil dieses da repariert werden muß."

„Kann ich da nicht zusehen?"

„Zusehen? Der Zoo schließt in fünf Minuten. Betriebsfremde haben dann hier nichts mehr zu suchen."

Liebeskummer und Weltschmerz und ein drittes niederdrückendes Gefühl, das der Sinnlosigkeit, der verrinnenden Zeit doch noch einen Sinn geben zu wollen, kehrten schlagartig in sein Gesicht zurück. Die Tierpflegerin sah das nicht nur, sie verstand und empfand mit. „Meinetwegen. Bleiben Sie. Wenn Sie jemand fragt, wer Sie sind, dann sagen Sie eben, daß ich Ihre Mutter bin."

Die Tierpflegerin schritt zur Tat.

Sie ließ das Wasser aus dem Bassin ab. Inzwischen erschienen, vom Zoodirektor angeführt, die stärksten Männer des Zoos, um das mächtige Tier von einem Quartier in das andere zu begleiten. Der sinkende Wasserspiegel verdarb dem Flußpferd völlig die Laune. Es benahm sich wie ein Kleinkind im Spielgitter, dem man soeben alles Spielzeug weggenommen hat.

„Wir müssen uns noch ein wenig gedulden", erklärte der Zoodirektor. „Flußpferde weiden gern auf dem Lande, wenn es dunkel ist."

Aber dem Flußpferd wurde das wasserlose Milieu zu dumm. Wie ein Fleischberg, doch voller geballter Kraft, stieg es an Land und blieb mit mißmutigen Augen vor einem eisernen Tor stehen, das die Tierpflegerin bald darauf öffnete. „Es ist von Natur gutmütig", sagte sie dabei. „Aber wenn es nicht will, dann will es nicht. Da kann man machen, was man will." Es schien so, als hätte der Koloß die letzten Worte verstanden. Alle Mittel, Zureden, Locken mit Futter, Anstoßen und Schieben, Zerren mit Seilen, versagten. Das Flußpferd spielte Hippopotamus-Denkmal.

Der Zoodirektor rieb sich nicht verärgert die Stirn. Er lachte. „Herrlich, daß uns die Tiere immer wieder neue Rätsel aufgeben. Warten wir, bis sich unser afrikanischer Freund anders besinnt." Andreas, den jeder tatsächlich für den Sohn der Tierpflegerin hielt, sagte spaßend, aber laut: „Flußferd! Stillgestanden!"



Da hob das Flußpferd den Kopf und stellte die beiden Vorderbeine fast zusammen. Der Zoodirektor sah Andreas an.

„Kennen Sie dieses Tier?"

„Ja. Ich habe mich vorhin vielleicht zehn Minuten mit ihm ‚unterhalten'."

„Los. Machen Sie weiter. Vielleicht haben Sie bei ihm, ich meine bei ihr, Sie sehen ja, daß das eine Flußpferddame ist, einen Stein im Brett."

Andreas ließ sich das nicht zweimal sagen. Er trat einen, nur einen kleinen Schritt vor und kommandierte: „Flußpferd! Im Gleichschritt – Marsch!"

Und da geschah das Unglaubliche. Das Flußpferd schnaubte freudig und setzte sich, von allen an der Aktion Beteiligten liebevoll dirigiert, in Bewegung.

Eine halbe Stunde später tummelte es sich in den klaren Fluten des Ersatzbeckens. Andreas, der zeitweilige Wahlsohn einer Tierpflegerin und zufällige Flußpferdbändiger, war für Minuten der Mittelpunkt einer herzlichen Szene, die sich dann allerdings schnell auflöste, weil jeder nach seinem anstrengenden Arbeitstag mit Flußpferdüberstunden nach Hause wollte.

Andreas begleitete die Tierpflegerin noch bis zur Straßenbahnhaltestelle.

„Wenn du also wieder mal Kummer und Sorgen hast, dann laß dich bei mir sehen", sagte sie. „Du hast ja selbst erlebt, wie die Freude mit den Tieren den Schmerz mit den Menschen lindern kann."

Andreas nickte und lachte dankbar. Dann, nachdem er auf sein Flußpferd noch ein paar Bier getrunken hatte, kehrte er pünktlich in die Kaserne zurück.

Selbstverständlich mußte auch er die Frage beantworten: „Na, wie war's?" Er streckte sich auf seinem Bett aus und antwortete: „Wunderschön." Ein ganz Neugieriger wollte noch wissen: „Und wie heißt die Schöne, mein Schöner?"

Da schloß er die Augen und antwortete leise: „Ich nenne sie einfach Hippo."

Wenn Sie mal nach Buchara kommen...

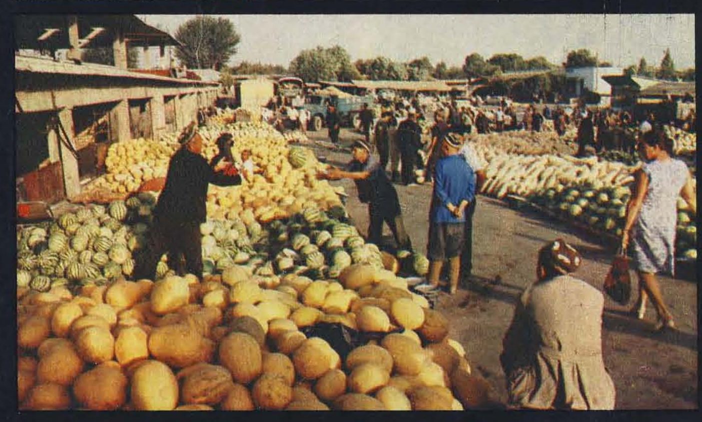


Ich heiße Kamil Chamrokulowitsch Amonow und bin Sergeant der Sowjetarmee. Zwei Jahre habe ich in der DDR Gastfreundschaft genossen und viele neue Freunde gewonnen. Oft weilten Waffenbrüder aus der NVA in meinem Truppenteil, oder wir waren gemeinsam im Feldlager. Meine Aufgabe als Koch bestand dann immer darin, den ersten Eindruck möglichst schon zu einem guten zu machen. Und geschmeckt hat es bisher wohl allen. Nicht nur bei usbekischen Gerichten. Ich arbeite zu Hause in Buchara nämlich auch als Koch. Jetzt kann ich sogar Thüringer Klöße machen. Nicht nur aus Kloßmehl. So richtig mit Kartoffeln reiben und ausdrücken und allen anstrengenden Prozeduren. Aber wenn Sie mal nach Buchara kommen und am Basar das Café „Dilrabo" besuchen, dann biete ich Ihnen Plow an oder Risibisi. Diese Nationalspeisen habe ich zwar auch hier zubereitet, aber das Richtige war es nicht. Wenn Zwiebeln, Tomaten und Paprika unter „richtiger Sonne" gewachsen sind, dann schmecken meine Gerichte ganz anders. Sicher werden Sie in meiner Stadt vieles entdecken, was für Sie vielleicht interessanter ist. Vielleicht die Kaljan-Moschee, die größte in Mittelasien, von deren 45 Meter hohem Minarett der Muezzin die Gläubigen zum Gebet ruft, oder den ehemlaigen Palast des Emirs oder die drei historischen Basare. Kommen Sie ruhig mal zu meinem Café am Kolchosbasar. Wenn Sie wollen, mache ich Ihnen auch grüne Klöße mit Hammelfleisch. Sie brauchen aber auch nur eine Piala grünen Tee zu trinken. Auf unsere Freundschaft.

Die Worte von Sergeant Amonow schrieb Hauptmann Volker Schubert auf.
Bild: Manfred Uhlenhut









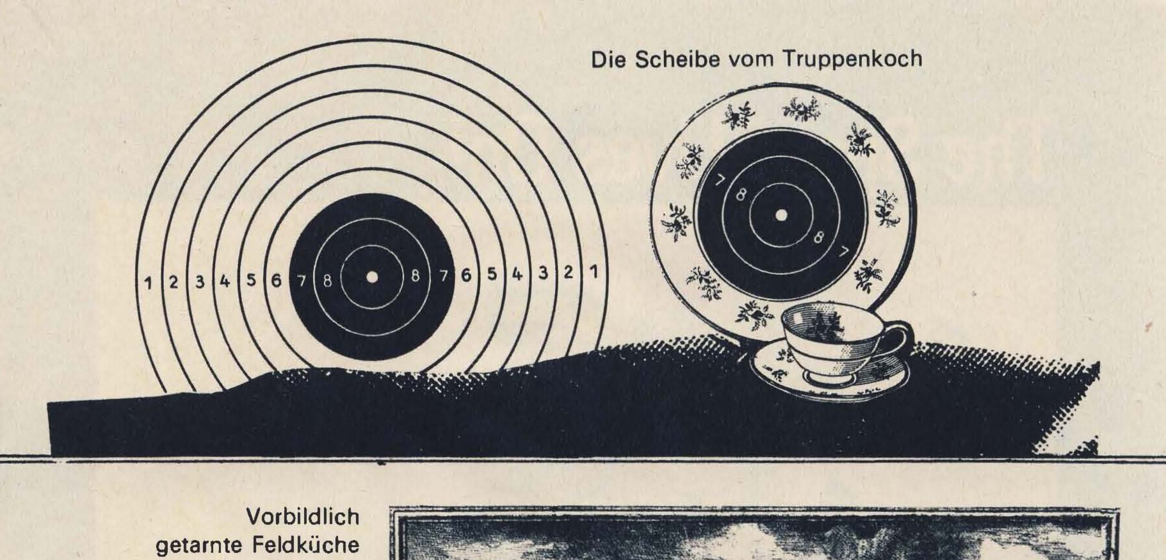


klaus georg hatte küchendienst

...und noch einen Schuß Rotwein an die Soße!

Spezialist für Spaghetti

Die Scheibe vom Truppenkoch



Vorbildlich getarnte Feldküche (besonders für vulkanhaltiges Gelände geeignet)



Rührsieder

. . . wenn Truppenköche träumen . . .

tee 72

The Spear Lives On!



»The spear lives on!« »Der Speer lebt weiter!«

Ein Bericht von Hans-Dieter Bräuer

Bewußt knüpfen die Patrioten in Südafrika an die ruhmreiche Geschichte der afrikanischen Völker an. Noch machen die Kämpfer der militärischen Kampforganisation des African National Congress (ANC), der Befreiungsbewegung des südafrikanischen Volkes, nur selten Schlagzeilen. Dennoch ist „Umkhonto we Sizwe", der „Speer der Nation", zu einer Kraft geworden, die dem Apartheidregime zu schaffen macht. Die überraschenden und gezielten Schläge, die Südafrikas bewaffnete Freiheitskämpfer gegen Nachrichtensysteme, Verbindungswege, Behörden, Polizeistationen, Militärtransporte und manchmal sogar schon gegen Armeeobjekte der Rassisten richten, sind eine wirksame Unterstützung des politischen Kampfes der Befreiungsbewegung.



Die Partisanenaktion von Sasolburg



Theoretische Ausbildung junger Kämpfer in einem Trainingslager des Afrikanischen Nationalkongresses (ANC) *Bild: Archiv*

Die Geschichte der Partisanenaktion von Sasolburg ist noch nicht geschrieben. Die Namen der mutigen Kämpfer, die in der Nacht vom 1. zum 2. Juni 1980 der Apartheiddiktatur ein flammendes Zeichen an den Himmel Südafrikas gesetzt haben, sind noch unbekannt. Vieles von dem, was die angesichts der nahezu lückenlosen geheimdienstlichen Bespitzelung des südafrikanischen Volkes überraschenden Erfolge der bewaffneten Kräfte der Befreiungsbewegung erklären könnte, muß noch in den schützenden Mantel revolutionärer Konspiration gehüllt werden. Was bleibt, ist der Schock, den die Kämpfer des „Speers der Nation" damals dem Apartheidregime versetzt haben.

Als über acht riesigen Benzin- und Kerosintanks des staatlichen Treibstoffkonzerns Sasol die Flammen aufloderten, war auf den Schauplätzen der Partisanenaktion der Teufel los. In den unweit des südafrikanischen Wirtschafts- und Finanzzentrums Johannesburg, mitten im industriellen Herzen des Landes gelegenen Städten Sasolburg und Secunda löste der überraschende Schlag bei Behörden und Polizei heillose Verwirrung aus. Das war kein Wunder, zählten die Anlagen des Sasolkonzerns doch zu den am besten bewachten Objekten des Apartheidregimes. Die Rassisten hatten schon seit langem nicht nur Polizei, sondern auch Einheiten der Armee zu ihrer Sicherung kommandiert.

Doch die Partisanen hatten einen Weg gefunden, die hermetische Abriegelung zu überwinden. Die „gigantische Terroristenjagd", an der „jeder verfügbare Polizeibeamte teilnahm", wie ein offizieller Sprecher sagte, blieb erfolglos. Im Netz des aufwendigen Systems von Straßensperren und Razzien fing sich keiner der Partisanen. Wahllos verhaftete schwarze Südafrikaner – von ihnen war zu jener Stunde in den Augen der Rassisten jeder verdächtig – hatten, wie sich bald herausstellte, nichts mit dem Anschlag zu tun.

Die Schlappe der Rassisten war perfekt. Den materiellen Schaden von umgerechnet siebeneinhalb Millionen US-Dollar konnte Pretoria zwar leicht verschmerzen, doch daß die Partisanen mit dem Sasolkonzern einen Lebensnerv der Treibstoffversorgung des Apartheidregimes hatten treffen können – das war wie eine Bombe eingeschlagen. Die Rassisten messen den hochmodernen Kohleverflüssigungsanlagen des Sasolkonzerns große Bedeutung bei. Mit ihnen soll schon 1984 mindestens die Hälfte des Treibstoffbedarfs des an eigenem Erdöl fast baren Landes abgesichert werden. Tage nach der Aktion, als die gelbrote Lohe über den gesprengten Tanks tiefschwarzen Rauchsäulen gewichen war, rang sich die US-amerikanische Nachrichtenagentur Associated Press dazu durch, vom „Beginn einer neuen Phase im Kampf um das Kap" zu sprechen.

Die Kämpfer des „Speers der Nation", dieser seit wenig mehr als zwei Jahrzehnten bestehenden und von den Rassisten schon mehrmals totgesagten Kampforganisation des unterdrückten südafrikanischen Volkes, haben das Ihre für diese Entwicklung getan.

*

Die ersten von südafrikanischen Freiheitskämpfern gelegten Sprengsätze waren in den frühen Morgenstunden des 16. Dezember 1961 in Johannesburg und anderen großen Städten des Landes detoniert. Behördenbüros, in denen zu dieser Zeit niemand arbeitete, wurden demoliert. Post- und Telegrafenämter, deren Schalterhallen leer waren, gingen in Flammen auf. Paßbüros, eine Einrichtung zur ständigen Überwachung der Afrikaner, waren nur noch ein Chaos von geborstenen Stahlträgern, Mauerresten und Glasbruch. Abseits der Wohnsiedlungen waren Hochspannungsmaste unter der Wucht der Sprengungen geknickt, qualmten in Brand gesteckte Transformatorenstationen, ringelten sich die Drähte gekappter Hochspannungsleitungen und Telefonverbindungen zu bizarren Gebilden.

Unweit der Tatorte klebten einfache kleine Plakate mit knappen Parolen. „Die Geduld des Volkes ist nicht endlos", lasen die eilends alarmierten Polizisten und Sicherheitsbeamten, ehe sie die Zettel abrissen. Noch lange wurden sie die Erinnerung an die Worte nicht los, die davon sprachen, daß künftig Gewalt mit Gewalt vergolten werde. „Im Leben jeder Nation kommt die Zeit, da nur die Wahl bleibt zwischen Unterwerfen und Kämpfen. Diese Zeit ist für Südafrika angebrochen." In tiefster Illegalität wirkende Kämpfer der verbotenen Befreiungsbewegung ANC, die eng mit Genossen der ebenfalls verbotenen Südafrikanischen Kommunistischen Partei zusammenarbeiteten, hatten jene Losung aufgestellt. Sie wurde bald im ganzen Land bekannt. In Englisch und in der Sprache der Zulu informierten immer neue Plakate,



Liliesleaf-Farm den Häschern in die Hände. In einem elf Monate währenden Prozeß wurden sie zu lebenslanger Haft verurteilt. Die meisten von ihnen, darunter Nelson Mandela, Walter Sisulu, Ahmed Kathrade und Govan Mbeki, waren länger als ein Jahrzehnt in dem berüchtigten KZ auf Robben Island und sitzen noch immer im Kerker.

Doch die Rassisten hatten einen Pyrrhussieg errungen. Die fortschrittliche Weltöffentlichkeit wandte sich entschieden wie nie zuvor gegen das Apartheidregime. Und auch in Südafrika herrschte keine Friedhofsruhe. Hilda Bernstein, eine südafrikanische Kommunistin, deren Mann Lionel zu den Männern von Rivonia gehörte, schrieb damals: „Das Verbot, auch nur ein Wort von dem zu publizieren, was Mandela sagt, betrifft nicht die Prozeßberichte der Zeitungen. Die ‚Rand Daily Mail' überschreibt eine Seite: ‚Ich kämpfe für alle. Mandela informiert das Gericht über die Ziele des Afrikanischen Nationalkongresses.' Ein Jubelschrei klingt in den afrikanischen Stadtteilen auf, wo die Rede gelesen wird. Die Menschen sagen voller Freude: ‚Jetzt wissen wir, was unsere Führer wollen', und lesen voller Stolz manche Stelle der Rede immer wieder. Sie tragen die Zeitungsausschnitte noch Monate später in der Tasche."

daß eine neugegründete Organisation fortan mit den Mitteln der Sabotage gegen die Apartheiddiktatur kämpfen werde. In ihren Reihen, so wurde betont, stünden Mitglieder aller Bevölkerungsgruppen des Landes; sie sei der „Kampfarm des Volkes gegen die Regierung und die Politik der Rassenunterdrückung". In roten Lettern schrien die Plakate: „Der Gewalt wird nicht länger nur mit gewaltlosem Widerstand begegnet werden". Das war das erste Dokument von „Umkhonto we Sizwe".

*

Mit den Aktionen vom Dezember 1961 hatte jedoch noch kein Partisanenkrieg begonnen. Den Apartheidgegnern war klar, daß zur Führung eines solchen Kampfes Männer gehörten, die Kenntnisse im Kriegshandwerk haben. Und eine Partisanenbewegung, so wußte man, brauchte Kämpfer, die so kaltblütig wie mutig, so einfallsreich wie standhaft sein mußten. Der Unterdrükkungsapparat der Rassisten war perfekt organisiert, und die Grausamkeit seiner Angehörigen kannte, wie erst ein Jahr zuvor das Massaker von Sharpeville gezeigt hatte, kein Maß. Die Polizei schoß damals ohne jede Warnung auf demonstrierende Arbeiter, ermordete 69 von ihnen und verletzte über 200 Menschen. Die Gegenmaßnahmen der Befreiungsbewegung beschränkten sich vorerst auf Sabotage. Oberstes Prinzip war, daß dabei keine Menschen getötet werden durften. Die Kämpfer waren stets unbewaffnet.

Die Aktionen bezeugten: Südafrikas Befreiungsbewegung war trotz allen Terrors nicht tot. Sie lebte und kämpfte. Im Jahr darauf schickte der ANC die ersten jungen Südafrikaner in befreundete afrikanische Länder, damit sie sich dort militärische Kenntnisse aneignen konnten. Wiederum ein Jahr später wurde auch ein Plan zur Vorbereitung eines Partisanenkrieges ausgearbeitet und debattiert.

Doch der Geheimpolizei der Rassisten gelang es, die Führung der illegalen Kampforganisation, zu der auch der populäre Volksführer Nelson Mandela gehörte, mit Hilfe von eingeschleusten Verrätern zu verhaften. Am 11. Juni 1963, nach anderthalb Jahren mutigen Kampfes, fielen die Patrioten, zu denen Schwarze, Inder und auch Weiße gehörten, auf der im Johannesburger Vorort Rivonia gelegenen

*

Die Rassisten hatten weder den ANC noch „Umkhonto we Sizwe" vernichten können. Am 13. August 1967 richteten südafrikanische Partisanen zum erstenmal Waffen auf den Feind. In der richtigen Erkenntnis, daß in Südafrika die Situation für einen Partisanenkrieg noch nicht reif sei und alle unterdrückten Völker im Süden des Kontinents gemeinsame Feinde hätten, war der „Speer der Nation" ein Kampfbündnis mit Befreiungskämpfern Simbabwes eingegangen. Die jungen Südafrikaner kämpften mit großem Mut gegen das südrhodesische Smithregime und er-

Fortsetzung auf Seite 73

Die meisten Soldaten sind nur vorübergehend auf einem Truppenübungsplatz. Das ist in der Tschechoslowakischen Volksarmee nicht anders. Auf den ersten Blick kann da schon jener Eindruck entstehen, den auch Gefreiter Pavel Novotný von den ständig dort tätigen Soldaten hatte:

Die haben einen prima Dienst



Eine Panzerkolonne auf dem Marsch. Die schweren Kolosse donnern den Waldweg hinab, reißen mit ihren Ketten Brocken von Sand, Eis und Steinen aus dem Boden, schleudern sie nach hinten. Ein Fahrzeug bleibt zurück. Kettenschaden! Die anderen müssen weiter. Richtschütze Pavel Novotný schlägt wütend mit dem Vorschlaghammer auf den vereisten Kettenbolzen. Der T-55 steht schräg geneigt zu dem keuchenden Gefreiten. Zusätzliche Kraftanstrengung durch das Schlagen nach oben. Der Kommandant löst ihn ab. Später schwingt der Ladeschütze das schwere Werkzeug. Ein Jubelschrei, als endlich der Bolzen am Boden liegt. Aber auf die Besatzung wartet eine neue Überraschung. Das Gelände ist aktiviert. Spezialbehandlung . . . Trotzdem erreicht das Kollektiv



noch die Kompanie, kann mit ins Gefecht eingreifen.

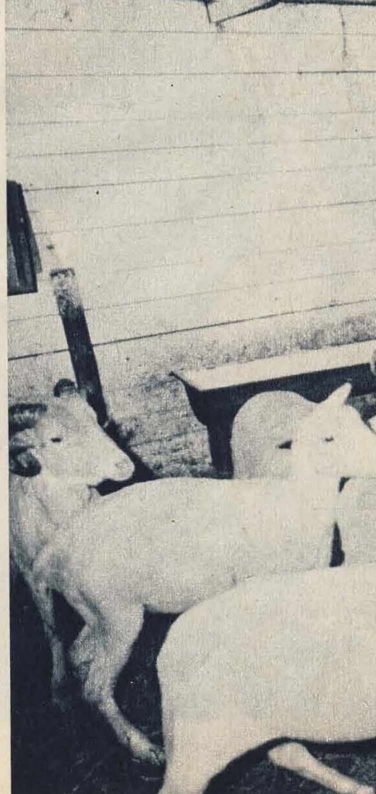
Nach den Anstrengungen wohlverdiente Ruhe in den Blockhütten des Übungsraumes. Erste Bekanntschaft mit den Soldaten der Kommandatur dieser Ausbildungsstätte. „Die haben einen prima Dienst", meint Pavel Novotný. „So möchte ich meinen Urlaub verbringen, mitten im Wald, immer an der frischen Luft." Hat der Gefreite recht mit seiner Bemerkung? Wie verläuft eigentlich ein Tag der Armeeangehörigen, die etwas am Rande der Übung stehen? Wir haben gemeinsam mit Pavel einige von ihnen befragt.

Gefreiter Karel Bulíček: „Vor fast zwei Jahren erhielt ich den Einberufungsbefehl. Nach der Grundausbildung wurde ich dem Ausbildungszentrum des Regimentes zugeteilt. Darunter konnte ich mir nur wenig vorstellen. Vom Bahnhof, der 40 Kilometer von hier entfernt ist, holten mich meine neuen Genossen mit einem Kleinbus ab. Die kleine Armeesiedlung hielt ich erst für eine Försterei. Bei der Arbeit aber kam ich ganz schön ins Schwitzen. Fast alle Spezialtruppen der Landstreitkräfte kommen hierher, nicht nur aus unserem Regiment oder der Division. Ich war gerade auf dem Ausbildungsplatz für das Artillerieschießen. Dort mußten die Zielbeleuchtungsanlage, 34 verschiedene Steuergeräte und die Seilzuganlagen der Ziele auf ihre Funktionstüchtigkeit überprüft werden. Bevor die Artilleristen heute abend zum Nachtschießen ankommen, sind noch über zehn Kilometer Zufahrtswege vom Schnee zu räumen. Morgen geht es dann an die Ruinen, die beim letzten Häuserkampf der mot. Schützen Schaden genommen haben. So bin ich Elektriker, Maurer und Militärkraftfahrer in einem. Alles Dinge, mit denen ich vor der Armee nichts zu tun hatte, die ich erst hier gelernt habe."

Oberfähnrich Josef Ofner: „1954 kam ich zum ersten Mal hierher. Damals mußten wir noch zu Fuß marschieren. Zuerst wurden Zelte aufgeschlagen. Am Morgen waren die Schuhe voll Wasser. Einmal ist auch ein Zelt weggeschwommen. Inzwischen versehe ich hier über 25 Jahre meinen Dienst als Leiter der Gruppe für technische Sicherstellung. Das Gebiet wurde entwässert. Mehr als 100 Kilometer Straßen und Verbindungswege sind entstanden. Der Feld-Kfz-Park ist der Stolz des Regimentes. All das haben die Angehörigen unserer kleinen Einheit geschaffen. Auch das Blockhüttenlager, die Küche und die Waschräume. Sogar die Leitungen für das elektrische Licht haben wir selbst verlegt. Früher konnte das Lager nur acht Monate im Jahr genutzt werden. Heute herrscht hier Dauerbetrieb."

Soldat Jiří Něnička: „Bevor ich zur Armee kam, habe ich das Abitur abgelegt. Die frische Luft und die Arbeit bekommen mir gut. Solch einen Appetit hatte ich zu Hause nie. Eigentlich bin ich Wachsoldat. Aber darin drückt sich nur ein Teil meiner Aufgaben aus. Der Wachzug bessert außerdem Straßen und Wege aus, übernimmt Planierungsarbeiten auf den Übungsplätzen, hält den Sportgarten in Ordnung. Und alle Angehörigen haben noch eine Spezialausbildung. Als Sanitäter oder als Kraftfahrer. Einige arbeiten in der Nachrichtenzentrale. Zwei Soldaten haben die Prüfung als Filmvorführer abgelegt. Jiří Fučik, Jozef Petrák und ich betreuen unsere kleine ‚Hilfslandwirtschaft'. Damit unterstützen wir sogar die Versorgung des Regimentes. 31 Schafe und 29 Schweine warten jeden Morgen auf ihr Futter. Für einen von uns ist die Nachtruhe dann um vier Uhr beendet. Brandschutzkontrollen im Lager, auf den Plätzen und im Wald sowie vorbeugende Arbeiten erfordern von uns drei Soldaten ebenfalls eine Ausbildung und natürlich eine Menge Zeit. Aber trotz der vielen Arbeit macht der Dienst Spaß. Einige Genossen, die früher mal hier gedient haben, sind







schon zu Besuch gekommen. Bestimmt werde ich später auch einmal vorbeisehen."

■ ■

Pavel Novotný, der Richtschütze, ist merklich stiller geworden. „Alle Achtung! Ich hätte gar nicht gedacht, wieviel Arbeit die Genossen der Kommandantur haben", sagt er nachdenklich. Und dann verschmitzt: „Nein, meinen Urlaub verlebe ich lieber woanders".

Der Gefreite geht mit anderen Panzersoldaten ins Lagerkino. Sie würden sich bestimmt zur Ruhe begeben, wenn sie wüßten, was im Morgengrauen auf sie wartet. Ein Signal wird sie zu den Gefechtsfahrzeugen rufen. Die Übung geht weiter. Auf einem anderen Truppenübungsplatz . . .

Text: Jiří Daniček
Bild: Jiří Chocholáč







Ute Freudenberg

Bild: Günter Gueffroy

ar Waffensammlung

Geschoßwerfer

In den Artillerie- und Raketentruppen aller Armeen der sozialistischen Verteidigungskoalition gibt es seit vielen Jahren Waffensysteme, die als Geschoßwerfer bezeichnet werden. In der Militärgeschichte sind sie unter dem Namen „Katjuscha" bekannt geworden.
Am 14. Juli 1941 um 15.15 Uhr startete die von Hauptmann I. Fljorow befehligte Batterie die ersten 112 Raketen gegen Transportzüge der faschistischen Wehrmacht auf dem Eisenbahnknotenpunkt Orscha. Die Salve dauerte 15 bis 20 Sekunden. Über die ersten Einsätze der neuen sowjetischen Waffe wurde dem Generalstab in Berlin gemeldet: „Die Russen haben eine Batterie mit einer bisher unbekannten Anzahl von Geschützen eingesetzt. Die Granaten haben Brand-Sprengwirkung, die ungewöhnlich ist. Die damit von den Russen beschossenen Truppen berichten: Der Feuerüberfall ist mit einem Orkan vergleichbar. Die Granaten detonieren gleichzeitig. Die Menschenverluste sind beträchtlich."
Die „Katjuschas" waren handelsübliche Dreiachs-Lastkraftwagen mit aufmontierten Trägern, auf denen ein Rahmen mit den Leitschienen befestigt war. Zum Rahmen gehörten ein Höhen- und ein Seitenrichtmechanismus, ein Granatwerfervisier sowie eine Startvorrichtung. Das war die Bewaffnung der zunächst für den überraschten Gegner so geheimnisvollen Batterie, die erst vier Tage vor ihrer ersten Salve formiert worden war. Im November 1940 war die erste Experimentalreihe der „Katjuschas" fertiggestellt worden. Nun hatten sich die ersten Geschoßwerfer im Gefecht bewährt, und bereits im Dezember 1941 wurden sie in die Struktur der Divisionen aufgenommen. Dank großer Anstrengungen, vor allem der Arbeiter des Moskauer Werkes „Kompressor", gelang es bald, die Feuerkraft der sowjetischen Artillerie mit Hilfe neuer Geschoßwerfer-Einheiten zu verstärken. Die Verwirklichung der Idee des massierten Einsatzes reaktiver Geschosse – an der seit Beginn der 20er Jahre in der UdSSR gearbeitet worden war – brachte neben der hohen Vernichtungswirkung auch eine starke moralische Wirkung unter den feindlichen Truppen hervor. Und obwohl in mehreren Institutionen und von zahlreichen Menschen über viele Jahre hinweg in der UdSSR an diesem Waffensystem gearbeitet worden war, ist die Geheimhaltung perfekt geblieben: Der Gegner wußte davon absolut nichts, und die ersten Einsätze trafen die feindlichen Truppen völlig überraschend. Schnell verbreiteten sich unter ihnen Panik-Gerüchte über die „russische Geheimwaffe". Die sowjetischen Soldaten jedoch tauften sie liebevoll „Katjuscha".
Das Waffensystem, das die „Katjuscha Nr. 1" startete, hieß BM-13 und hatte 16 Startschienen. BM steht für Bojewaja Maschina – Kampfmaschine – und 13 für das Kaliber 132 mm. Als Basisfahrzeug dienten einheimische ZIS-6, später auch von den USA im Rahmen des Pacht- und Leihvertrages gelieferte Studebaker oder Chevrolet GMC. Das nächste, als BM-8 bezeichnete Muster verschoß 36 Raketen des Kalibers 82 mm. Bestimmt waren die Raketen dazu, lebende Kräfte und Feuermittel des Gegners außerhalb von Deckungen oder in leichten Deckungen sowie Panzer und andere gepanzerte oder ungepanzerte Fahrzeuge in den Konzentrierungsräumen zu vernichten. Es ging auch darum, Artillerie- und Granatwerferbatterien niederzuhalten, was bedeutet, rund 40 Prozent der lebenden Kräfte sowie der Technik zu vernichten und den Rest für eine gewisse Zeit handlungsunfähig zu machen.
Die Reichweite der 42 kg schweren BM-13-Geschosse betrug 8,5 km. Im Verlaufe des Krieges kamen mehrere weiterentwickelte Geschoßwerfertypen an die Front. Dazu zählten die BM-8-48 mit 48 Startschienen für 82-mm-Geschosse bzw. mit 24 bei dem System BM-8-24. Ein Jahr nach dem faschistischen Überfall wurden die stärkeren reaktiven Geschosse M-30 und M-20 in die Bewaffnung aufgenommen. Die 57,2 kg schweren M-20 konnten noch von dem Werfer BM-13 gestartet werden, während für die 72 kg wiegenden M-30 bereits eine spezielle Startvorrichtung geschaffen werden mußte. Das waren jedoch noch nicht die schwersten „Katjuscha"-Kaliber.
Zu Beginn des Jahres 1943 erhielten die Fronten mit den 92,5 kg schweren Sprenggeschossen M-31 eine reaktive 300-mm-Waffe, die als „Wanjuscha" oder „Andrjuscha" in die Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges eingegangen ist. Die M-31 wurden von auf die Erde gesetzten Gestellen M-30 mit vier Startschienen verschossen oder von Gestellen M-31 mit 12 Startschienen. Typisch für die M-31-Geschosse sowie für die ab 1944 ausgelieferten M-31-UK (verbesserte Feuerdichte) war die starke Verdickung des Gefechtskopfes. Diese 4,33 km weit reichenden Geschosse waren für das Salvenfeuer auf Stützpunkte in der ersten und zweiten Stellung des gegnerischen Hauptverteidigungsstreifens bestimmt. Mit M-31-UK unter den Tragflügeln flogen auch Schlachtflugzeuge Il-2 gegen den Feind. Wie sie, führten fast alle sowjetischen Jagd-, Schlacht- und Bombenflugzeuge der Kriegsjahre unter den Tragflügeln in Startschienen reaktive Geschosse für Angriffe auf Bodenziele mit. Das waren zu Beginn des Großen Vaterländischen Krieges RS-82 und

BM-13-16

BM-31

BM-14-17

BM-28

A A-A

Turboreaktives Geschoß des BM-14-17

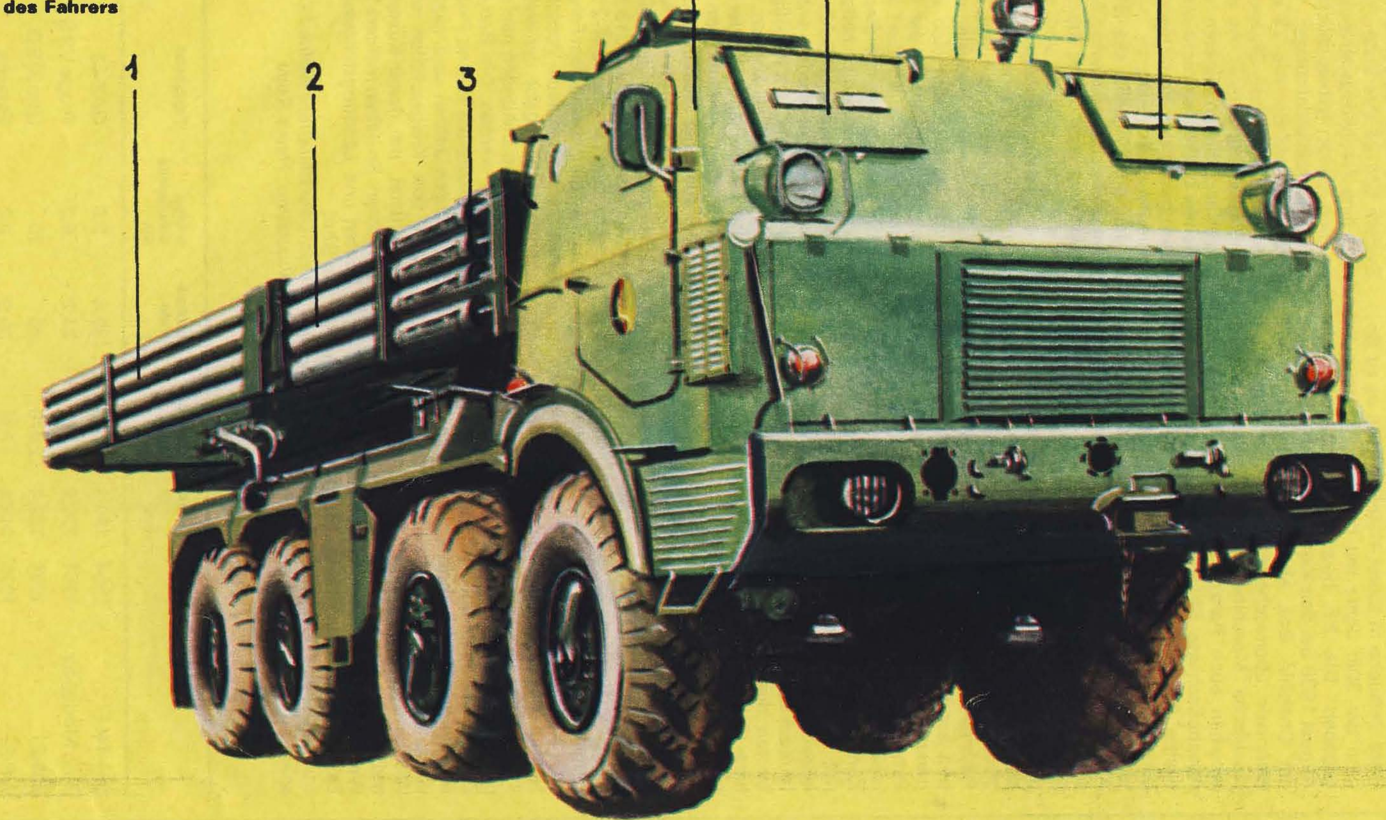
1 – Zünder
2 – Gefechtskopf
3 – Ladung
4 – Brennzünder
5 – Raketentreibsatz
6 – Brennkammer
N – Gasaustrittsöffnung
R – reaktive Kräfte
P_1 – in Flugrichtung wirkende Schubkraft
P_2 – Dreh(Drall)richtung

Reaktives Geschoß M-210F

1 – Zünder
2 – Gefechtskopf
3 – Ladung
4 – vorderes Rohr
5 – vorderer Treibsatz
6 – Zwischenstück
7 – Zünder für Treibsatz
8 – hinteres Rohr
9 – hinterer Treibsatz
10 – Führungsstift
11 – Stabilisatorblock

Geschoßwerfer RM-70

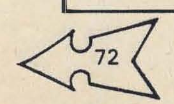
1 – Geschoßwerfer BM-21
2 – Kampfsatz
3 – Nachladeautomatik
4 – gepanzertes Fahrerhaus
5 – Platz des Geschützführers
6 – Platz des Fahrers



RS-132 (RS = raketnij snarjad), die ab 1942 durch M-8 und M-13 ersetzt wurden.
Erste Versuche in dieser Hinsicht hatte es zu Beginn der 30er Jahre mit dem Jagdflugzeug I-4 gegeben. Die RS bewährten sich bereits im August 1939 bei den Kämpfen gegen die Japaner am Chalchin Gol, als eine Fünfer-Kette I-16 mehrmals überraschend aus großer Entfernung japanische Maschinen abschoß. Versuchsweise erhielten auch Panzer seitlich des Turmes eine Abschußschiene für reaktive Geschosse, so der leichte BT-5. Eine Anzahl leichter Aufklärungspanzer T-60 stattete man statt mit einem Kanonenturm mit Startschienen für 24 Geschosse M-8 aus. Auch Draisinen verstärkte man mit reaktiven Geschossen ebenso wie Panzerzüge, die auf der Ringeisenbahn die Hauptstadt der UdSSR schützten. Selbst Boote und kleine Schiffe wurden damit bestückt. Beispielsweise griffen am 4. Februar 1943 erstmals mit Geschoßwerfern ausgerüstete Räumboote von See her bei einer Landungsoperation am Westufer der Noworossisker Bucht mit derartigen Waffen ins Geschehen ein. Die als Panzerboote bezeichneten Fahrzeuge mit den typischen, komplett den T-34 entstammenden Kanonentürmen versah man teilweise ebenfalls mit Startschienen für reaktive Geschosse und bezeichnete sie als Geschoßwerferboote.
Im Kaukasus operierende sowjetische Truppenteile bauten die Startvorrichtungen in kleine, zerlegbare Gebirgskatjuschas um und kämpften damit nicht weniger erfolgreich wie die anderen Truppen mit ihren strukturmäßigen Waffen. Es gab auch mehrere Fälle, in denen in Feldwerkstätten gegen Flugzeuge richtbare Startschienen gefertigt wurden. Tatsächlich sind mit diesen Vorläufern heutiger Fla-Raketen in einigen Fällen feindliche Flugzeuge abgeschossen, vom Ziel abgedrängt oder zum Bombennotabwurf gebracht worden.
Nach dem Kriege verwendete man zunächst noch mehrere der bewährten Werfermuster weiter. Jedoch entstanden bald neue Geschosse, Start- und Zielvorrichtungen sowie Startfahrzeuge. Verbessert wurden die Geschosse hinsichtlich der Reichweite, der geringeren Streuung im Ziel sowie der Wirksamkeit. Im Jahre 1957 zeigten Paradetruppen in Moskau den BM-24 als 12rohrigen Werfer auf dem Artillerie-Kettenschlepper AT-S. Es erschienen abwurffähige Modelle für Luftlandetruppen sowie völlig neue Typen, die auch wenig später von den Bruderarmeen übernommen wurden. Beispielsweise führte die NVA zur Parade vom 1. Mai 1963 mit dem auf ZIL-157 installierten System BM-24 ihre erste „Katjuscha" vor – bereits eine Nachkriegsentwicklung. Im Gegensatz zu den davor gebräuchlichen Geschoßwerfern mit Abschußvorrichtungen in Form von Leitschienen hatte der BM-24 zwölf in zwei Lagen übereinanderliegende Gitterrohre (bei AT-S-Ausführung: Glatte Rohre). An den BM-Geschossen gab es auch die an früheren reaktiven Geschossen üblichen Leitflossen nicht mehr. Schräg gestellte Düsen gaben den Projektilen einen Drall und stabilisierten so den Flug.
Im Jahre 1967 stellte die NVA mit dem BM-21 einen weiteren sowjetischen Nachkriegswerfer vor. Neben dem veränderten Basisfahrzeug fielen hierbei die vollwandigen und sehr langen, in vier Lagen übereinanderliegenden Startrohre auf mit einem kleineren Kaliber als beim Vorgänger. Vergleicht man die Daten von BM-24 und BM-21, so fällt auf: Bei Reduzierung des Kalibers auf weniger als 50% hat sich die Schußweite fast verdoppelt. Die Anzahl der Rohre hat erheblich zugenommen. Damit haben sich die Wirksamkeit und Schlagkraft der mit diesem Geschoßwerfersystem ausgerüsteten Einheiten bedeutend erhöht. Innerhalb von wenigen Sekunden können 40 Geschosse gestartet werden, während eine Haubitze gleichen Kalibers 10 s benötigt, um den nächsten Schuß abfeuern zu können. Möglich ist es, die Geschosse über einen Zünder aus dem Fahrerhaus oder über Fernbedienung von außerhalb des Fahrzeuges aus einer Deckung heraus zu starten. Zu dem BM-21 kam in der NVA ab 1975 der in der ČSSR produzierten Geschoßwerfer RM-70 auf dem Achtrad-LKW Tatra 813 hinzu. Hierfür wurde der Artillerie-Teil des BM-21 übernommen und zwischen diesem und dem Fahrerhaus eine elektrohydraulische Nachlade-Vorrichtung eingebaut. So können nach Abgabe der ersten Salve die Rohre innerhalb von Sekunden nachgeladen und wieder abgefeuert werden. Die Bedienung findet in der leicht gepanzerten Kabine Platz.
Seit einigen Jahren sind auch mehrere moderne Typen von Kriegsschiffen mit Geschoßwerfern ausgerüstet, um damit Küsten- und Seeziele zu vernichten. So haben mehrere Muster von Schnellbooten und Landungsfahrzeugen Geschoßwerfer an Bord.

Text: Oberstleutnant Wilfried Kopenhagen
Illustration: Heinz Rode

	Jahr	Kaliber mm	Geschoßlänge mm	Geschoßmasse kg	größte Schußweite km	Fahrgestell	Anzahl Rohre	Land
BM-14-17	1954	140,4	1085	39,4	9,8	GAZ-63	17	UdSSR
RV2, Modell 51	1951	130,2	799	24,2	8,2	Praga-V3S	32	CSSR
BM-21	1964	122,4	2870	66	20	Ural 375 D	40	UdSSR
WP-82	1970	140,4	1085	39,6	9,8	Einachs	8	VR Polen
RPU-14	1968	140,4	1085	39,5	9,8	Einachs	16	UdSSR
BM-24	1957	240		112,5	7	AT-S	12	UdSSR



zielten bemerkenswerte Erfolge. Sie waren, wie sowjetische Militärhistoriker hervorgehoben haben, „mit Maschinenpistolen, Granaten und Panzerbüchsen bewaffnet, verfügten über eine gute persönliche Grundausstattung und besaßen tragbare Funkgeräte". Weiter hieß es: „Die Kämpfer legten eine hohe Disziplin und Moral an den Tag."

Ein Korrespondent des Londoner „Daily Telegraph" wußte als Augenzeuge im südrhodesischen Kampfgebiet zu berichten, daß die Partisanen „beim Anlegen von Hinterhalten, beim Tarnen von Lagern und beim Verwischen ihrer Spuren meisterhaftes Können an den Tag gelegt hatten. Sie hatten sich hervorragend geschlagen und mit ihren 50-kg-Rucksäcken auf dem Rücken Eilmärsche im Busch zurückgelegt."

Diese Würdigung des militärischen Könnens und der Kampfmoral der südafrikanischen Partisanen erinnert in verblüffender Weise an die bewegenden Worte, mit denen vor einem Jahrhundert Friedrich Engels den Kämpfern gegen die britischen Kolonisatoren des Landes am Kap ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. „Die Zulukaffern . . .", schrieb er damals unter dem Eindruck des am 21. Januar 1879 bei Isandhlwana vom Zuluvolk errungenen Sieges über ein britisches Expeditionskorps, „haben getan, was kein europäisches Heer tun kann. Nur mit Lanzen und Wurfspeeren bewaffnet, ohne Feuergewehr, sind sie im Kugelregen der Hinterlader der englischen Infanterie – der anerkannt besten der Welt für das geschlossene Gefecht – bis an die Bajonette vorgerückt und haben sie mehr als einmal in Unordnung gebracht und selbst geworfen, trotz der kolossalen Ungleichheit der Waffen und trotzdem, daß sie gar keine Dienstzeit haben und nicht wissen, was Exerzieren ist. Was sie aushalten und leisten können, beweist die Klage der Engländer, daß ein Kaffer in vierundzwanzig Stunden einen längeren Weg rascher zurücklegt als ein Pferd – der kleinste Muskel springt vor, hart und gestählt, wie eine Peitschenschnur, sagt ein englischer Maler."

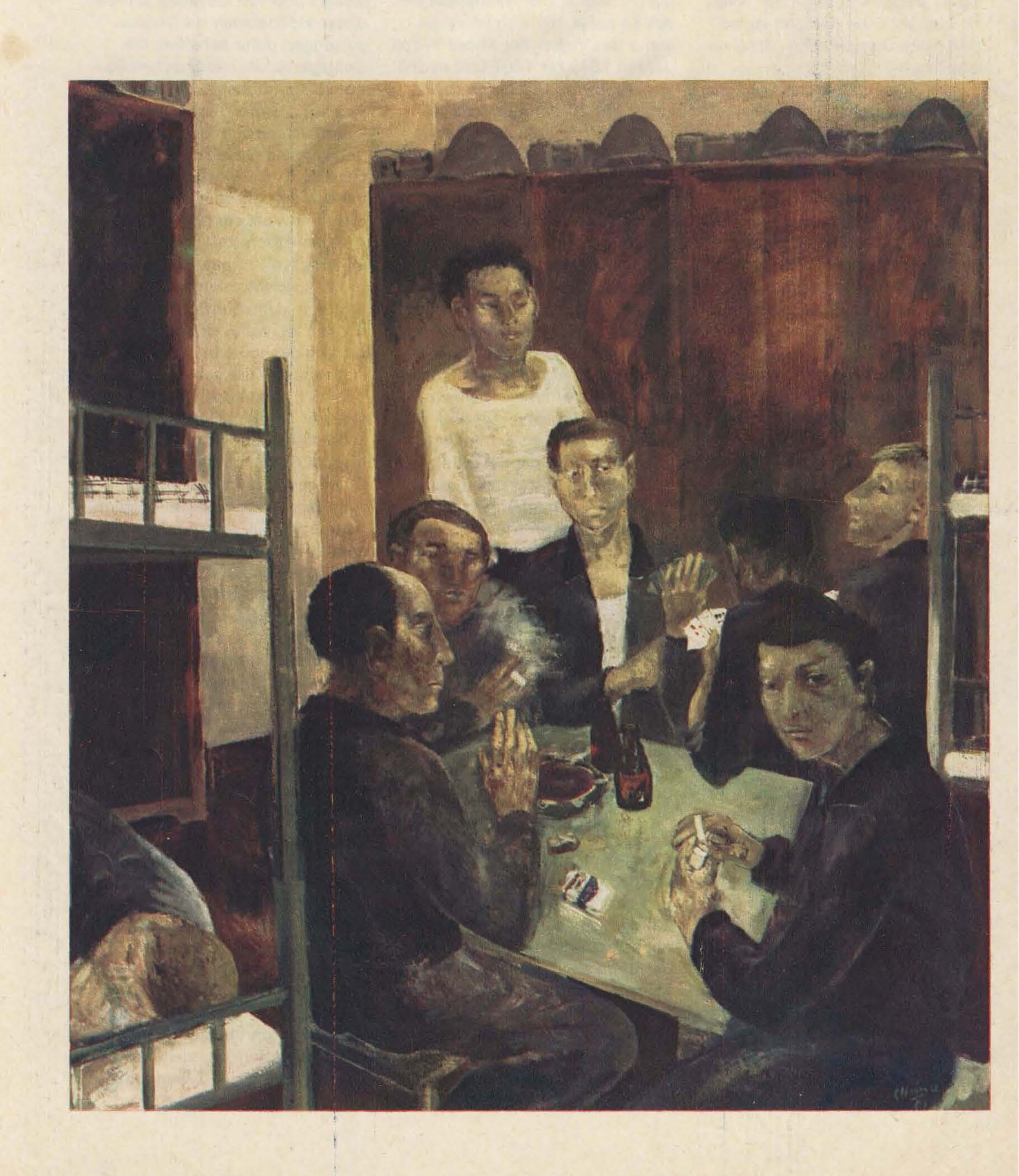
Der Sieg bei Isandhlwana war ein Höhepunkt des antikolonialen Freiheitskampfes des vergangenen Jahrhunderts. Die Traditionen dieses Kampfes, der sich im Widerstand des Volkes der Xhosa in den Jahren 1819 bis 1857 und in den von 1838 bis in das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts währenden Verteidigungskriegen der Zulu widerspiegelte, sind lebendig geblieben.

Nicht von ungefähr heißt die Kampforganisation von heute „Speer der Nation". Der ANC beruft sich auf die kämpferische Vergangenheit des Volkes. Anläßlich des hundertsten Jahrestages der Schlacht bei Isandhlwana schrieb ein Journalist der Befreiungsbewegung: „Die Schlacht verkörpert einen Weckruf an alle freiheitsliebenden Menschen unseres Volkes und inspiriert sie, in dem weiteren Kampf für die Befreiung jedes Stückchens unseres geliebten Landes keine Anstrengungen zu scheuen. Ebenso, wie der Sieg des vietnamesischen Volkes über den USA-Imperialismus die Unterdrückten in aller Welt begeistert, da ihnen die Möglichkeit des Sieges über eine mächtige Kraft vor Augen geführt wurde, läßt uns der Sieg von Isandhlwana des Vermächtnisses unserer Krieger und der Fähigkeit unseres Volkes bewußt werden, sich einem militärischen Giganten furchtlos zu stellen und ihn zu überwinden."

*

Ein Gigant ist die Militärmaschinerie der Rassisten, die größte und am modernsten bewaffnete auf dem afrikanischen Kontinent, ohne jeden Zweifel, und die Führer der Befreiungsbewegung haben keinerlei Illusionen über die Möglichkeiten, die sich gegenwärtig den Kämpfern von „Umkhonto we Sizwe" bieten. „In der heutigen Zeit müssen die politischen Aktionen Priorität vor den militärischen behalten", erklärte ANC-Präsident Oliver Tambo im vergangenen Jahr in einem Interview. Gleichzeitig aber verwies er auch darauf, daß gerade die politische Arbeit unter den Arbeitern und in ihren Gewerkschaften, die Organisation von Streiks und von Boykotts rassistischer Maßnahmen die Voraussetzungen dafür schaffen, die Schlagkraft der militärischen Aktionen zu erhöhen. „Vielleicht haben wir", sagte Oliver Tambo, „zum erstenmal in den sieben Jahrzehnten Geschichte des ANC tatsächlich die Möglichkeit, ausgehend von unseren revolutionären Basen im Volk die physische Gewalt der Faschisten und Rassisten wirkungsvoll zu beantworten."

Daß es nicht zuletzt den Kämpfern von „Umkhonto we Sizwe" zu danken ist, wenn sich das Apartheidregime heute in der bisher schwersten Krise seiner Geschichte befindet, zeigt auch dessen wahnwitziger Amoklauf gegen den gesellschaftlichen Fortschritt im gesamten Süden des Kontinents. Der Krieg gegen die Volksrepublik Angola, die aggressiven Handlungen gegen die Volksrepublik Moçambique, gegen Simbabwe, Sambia, Botswana und Lesotho. Die Versuche also, den Konflikt zu internationalisieren und damit die ganze Region im Interesse des Imperialismus zu destabilisieren, sind letztlich ein Eingeständnis der eigenen Ohnmacht. Sie sind, historisch gesehen, ein Rückzugsgefecht. Denn wenn auch der aufopferungsvolle Kampf der südafrikanischen Partisanen nur selten Schlagzeilen macht, so sprechen Äußerungen von Apartheidpolitikern dennoch eine deutliche Sprache über dessen Wirksamkeit. 1982 hat Kriegsminister General Malan die Erhöhung der Militärausgaben des Regimes auf umgerechnet 2,56 Milliarden US-Dollar im Jahr – das ist das Achtfache des Etats von 1971/72! – unter anderem damit begründet, daß die Partisanen ihre Aktionen gegenüber dem Jahr zuvor um das Zweihundertfache gesteigert hätten.



Christian Heinze, Reservisten auf Stube 307, Öl, 1980

Stube 307 – das ist eine militärische Unterkunft. Grau gestrichene Doppelstockbetten aus Metall, ein Tisch mit Sprelacartplatte, Hocker, Soldatenspinde mit dem Sturmgepäck und dem Stahlhelm obendrauf. Der Revierdienst fegt täglich dreimal aus, nach dem Bohnern glänzt der Fußboden. Viel mehr ist nicht über die Ausstattung der Soldatenstube zu vermelden, und wer sich auskennt, der weiß: es gibt mehrere davon. Spinde, Hocker, Tisch und Betten, all das ist austauschbar. Nur die, die da wohnen, sind es nicht. Klar, nach ein paar Wochen ziehen da wieder andere ein, acht neue Reservisten, Soldaten und Gefreite. Aber diese acht hier, die haben sich auf Zeit miteinander eingerichtet. Der, der so schnarcht, hat seinen Rüffel schon weg, und das Skatspielen fordert Konzentration: Paß doch auf, du bist vorn! Einer holt immer die Cola fürs ganze Zimmer.
Christian Heinze, Potsdamer Maler, war im Winter 1979 Soldat für einige Wochen. Der Reservist, heute 41, hat seine Erlebnisse gemalt: „Ich war da mit unterschiedlichen Leuten ganz plötzlich zusammen. Sie hatten verschiedene Berufe, und man sitzt so nahe aufeinander, ist so aufeinander angewiesen, daß man schon bald jeden einzelnen in- und auswendig kennt. Eigentlich erzählte jeder eine andere, nämlich seine eigene Geschichte."
Als er vor gut zwei Jahren gefragt wurde, ob er etwas für die Ausstellung zum 25. Armeegeburtstag machen könnte, da mußte er nicht erst an die Staffelei. Drei Bilder hatte er längst gemalt, dieses und ein ähnliches mit dem Titel „Reservisten – ein Sonntagmorgen". Das dritte zeigte eine Gruppe beim Essenfassen. Alle drei gemalt als ein Stück notwendige Selbstbefragung, Beschäftigung mit dem eigenen Erleben, mit dem ihm so ungewohnten Alltag im Soldatenkollektiv.
Gemalt ist eine Zimmerbesatzung, die ganz ohne Angestrengtheit offensichtlich zusammengehört, dargestellt ohne aufgesetzte Kameraderie, auch ohne Jubel und falsche Gemütlichkeit. Es ist nicht unbedingt Frohsinn, der aus den Gesichtern spricht, eher noch Nachdenken, auch Warten, eine fast beiläufige Abgeklärtheit. Die Reproduktion zeigt die warmen Brauntöne, die das Original bestimmen, eine verhaltene Farbigkeit. Auch das fast quadratische Format, die Kreisform der Figurenkomposition um den Tisch herum betont die Ruhe, den Moment des Entspannens, unterbrochen nur durch die Senkrechten: Bettpfosten, Spinde, Tür.
Reservisten sind Leute, die unentwegt vergleichen. Wie es vor zehn oder fünfzehn Jahren bei der Truppe war und wie es heute ist. Welche Organisation und welchen Nutzeffekt sie von ihrer eigenen zivil-alltäglichen Arbeit gewohnt sind und wie jetzt hier der Dienst, wie der Vorgesetzte ist. Reservisten sind Leute mit Lebenserfahrungen.
Sicher, es ließe sich auch aus streng militärischer Sicht fragen, wie die denn dasitzen, so mit Karten und Cola. Vorbildlich ist das ja nicht gerade. Hätte da der Maler nicht Ausgangsuniform oder so, jedenfalls etwas exakt militärisch malen sollen? In der Innendienstvorschrift gibt es keinen Absatz über die Malerei. Christian Heinze mußte sich sein Bildthema schon selber einfallen lassen. Ein Bild ist so entstanden, das menschlich anrührt, das aber auch nicht ohne Fragen ist – solchen nach Freizeitmöglichkeiten etwa oder nach den Anforderungen, die im Dienst an diese klugen, erfahrenen Genossen gestellt werden.
Wenige Monate, nachdem Christian Heinze als Reservist diente, erlebte er mit einer Gruppe junger DDR-Künstler den Bürgerkrieg in Libanon. 1981 war er dort zum zweiten Mal. Seine Bilder von diesen Reisen sind in der Wanderausstellung „Engagement Palästina", sind in der gleichnamigen Grafikfolge zu sehen. Ende 1982 zeigte der Maler in einer Ausstellung in der Potsdamer Staudenhofgalerie auch weitere Werke zu diesem Themenkreis. Dem Bürgerkrieg folgte seitdem die Aggression der Israelis, aber damals wie heute kämpfen die fortschrittlichen Libanesen, die PLO gegen den Zionismus, gegen den Imperialismus. Bilder vom Krieg, vom Kampf und vom Leid, aber auch von der Siegeszuversicht, von Menschlichkeit unter unmenschlichen Umständen.
Manchem mag dagegen klein und unwichtig erscheinen, was Christian Heinze da in einer Soldatenstube einer NVA-Kaserne gemalt hat. Klein und unwichtig gegen das, was im Libanon geschah und geschieht, und wofür sich er und andere junge Künstler unseres Landes mit ihren Bildern der Solidarität einsetzten. Ich teile diese Meinung nicht.
Bei uns hier an der Trennlinie zwischen Sozialismus und Imperialismus herrscht Frieden. Christian Heinzes Bild wäre ohne diesen so sehr gefährdeten Frieden nicht möglich. Es weist aber mit seiner künstlerischen Meisterschaft darauf hin, daß die Männer von Stube 307 das Ihre tun, unseren kostbaren Frieden zu erhalten.

Bernd Meyer
Reproduktion: Karin Gebauer

Christian Heinzes Bild ist noch bis Anfang April in der IX. Kunstausstellung der DDR in Dresden zu sehen.

Reaktive Panzerbüchse RPG 7 (UdSSR)

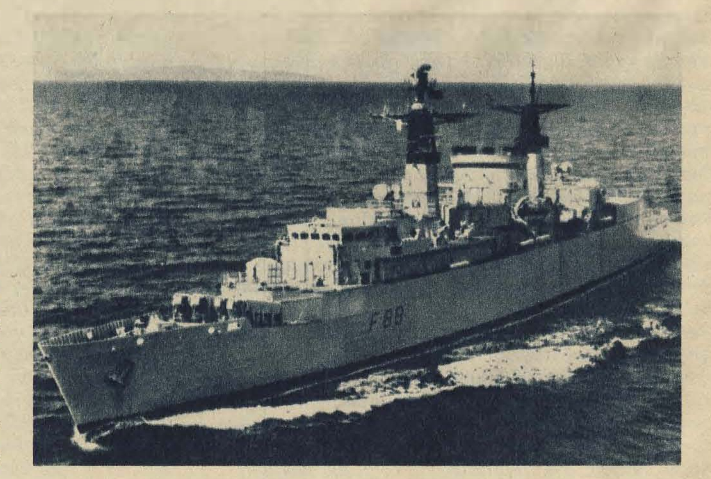


Taktisch-technische Daten:

Masse	6,3 kg
Masse der Granate	2,2 kg
Kaliber	40 mm
Kaliber der Granate	85 mm
Anfangsgeschwindigkeit	120 m/s
Maximale Fluggeschwindigkeit	300 m/s
Praktische Feuergeschwindigkeit	4 bis 6 Schuß/min
Visierreichweite	500 m
Entfernung des direkten Schusses	330 m
Kampfsatz	20 Granaten

Mit der Waffe werden Panzer, Selbstfahrlafetten, Bunker und andere hochstehende Befestigungen bekämpft. Als Geschoß dient eine reaktive Überkaliber-Hohlladungsgranate mit hoher Durchschlagskraft. Auf die Granate, die ein Rückstoßtriebwerk besitzt, wird vor dem Laden eine Starttreibladung aufgeschraubt. In ihr befindet sich auch die Stabilisierungseinrichtung (vier Flügel). Die Panzerbüchse ist eine der Hauptwaffen der mot. Schützengruppe.

Fregatte Typ 22 (Großbritannien)



Taktisch-technische Daten:

Länge in Wasserlinie	131 m
Breite	14,8 m
Tiefgang	4,3 m
Typverdrängung	3556 ts
Höchstgeschwindigkeit	30 kn
Marschgeschwindigkeit	18 kn
Fahrbereich	4500 sm
Antrieb	
Hauptmaschinen	2 × Olympus TM3B Gasturbinen mit je 20880 kW
Marschfahrt	2 × RR Tyne RM1A Gasturbinen mit 3170 kW je Welle
Bewaffnung	2 Bordhubschrauber 4 Seezielraketen 2 Dreifach-Torpedo-Rohrsätze 2 40-mm-Kanonen 2 Sechsfach-Startgeräte für Fliegerabwehrraketen 2 Achtfach-Raketenstartgeräte für Täuschkörper zur Abwehr von Seezielraketen
Besatzung:	maximal 249 Mann

HMS Broadsword, Leitschiff der Fregatten des Typs 22, wurde am 21. Februar 1979 von der Royal Navy in Dienst gestellt. Die Einheiten des Typs 22 sollen in Flugzeugträgerverbänden und zur direkten Unterstützung von Geleitzügen für NATO-Transporte auf der Route USA–Westeuropa eingesetzt werden. Zwei dieser Fregatten wurden 1982 im Falklandkrieg von den argentinischen Streitkräften versenkt.

AR 3/83 — TYPENBLATT — FLUGZEUGE

Jagdbombenflugzeug F-111 E (USA)



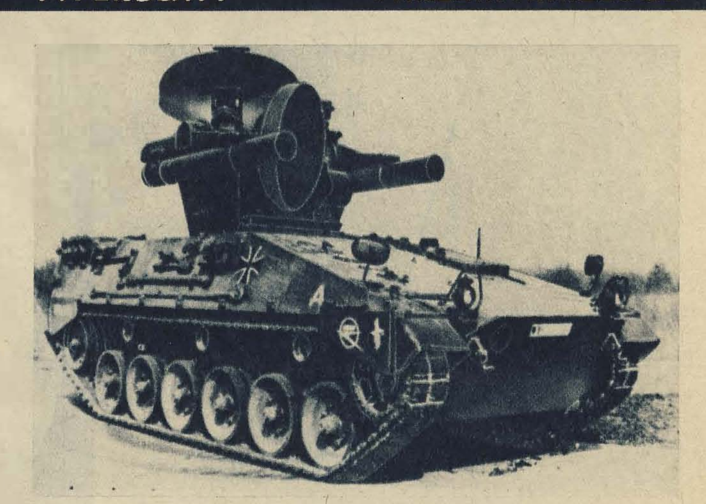
Taktisch-technische Daten:

Leermasse	21 700 kg
Startmasse	41 500 kg
Länge	22,4 m
Spannweite	9,7 bis 19,2 m
Höhe	5,2 m
Höchstgeschwindigkeit	
in großen Höhen	2 700 km/h
in geringen Höhen	1 400 km/h
Gipfelhöhe	15500 m
Aktionsradius	
in großen Höhen	1 600 km
in geringen Höhen	1 000 km
Triebwerk	2 Turbinen Pratt & Whitney TF-30-P-3
Schubleistung	2 × 50,5 kN
mit Nachbrenner	2 × 82,3 kN
Bewaffnung	1 Kanone 20 mm; Raketen; Bomben
Besatzung	2 Mann

Der erstmalige Einsatz dieser Maschine mit variabler Tragflächengeometrie erfolgte 1967. Sie soll im Unter- und Überschallbereich in allen Höhen und unter beliebigen meteorologischen Bedingungen handeln können. Um Start und Landung zu verbessern, befinden sich an den Tragflächen Vorflügel und Klappsysteme. Es existieren noch folgende Versionen: FB-111 A und H = strategischer Bomber; RF-111 A = Aufklärer; EF-111 A = Störflugzeug.

AR 3/83 — TYPENBLATT — PANZERFAHRZEUGE

Flugabwehr-raketenpanzer 1 (Roland 2) (BRD)



Taktisch-technische Daten:

Masse	30,0 t
Länge	6,73 m
Breite	3,16 m
Höhe o. Radar	2,88 m
m. Radar	3,70 m
Motorleistung	441 kW
Höchstgeschwindigkeit	65 km/h
Fahrbereich	350 km
Besatzung	3 Mann
Bewaffnung	10 Fla-Lenkraketen
Rakete	Roland 2
Startmasse	65 kg
Länge, Durchmesser, Spannweite	2,40 m/0,16 m/0,50 m
Fluggeschwindigkeit	Mach 1,6
Reichweite	6,5 km

Der seit 1980 in die Bundeswehr eingeführte Fla-Raketenpanzer 1 basiert auf dem Fahrgestell des Schützenpanzers „Marder". Die Startanlage besteht aus je einem Rohr an beiden Seiten des Turmes. Das Nachladen erfolgt aus zwei rotierenden Magazinen an den Seiten des Fahrzeuges. Das Fla-Raketen-System Roland ist unter allen Wetterbedingungen einsetzbar.

52
53
54
34
33
32
1
Ziel
121,0
141,7
1. „+"
3. „-"
2. „-"
GR
GR
BS
B-Stelle
FS
Feuerstellung

Die Batterien der mittleren und schweren Artillerie werden in der Regel im indirekten Richten eingesetzt. Das heißt, ihre Feuerstellungen liegen weit hinter der vordersten Linie der eigenen Truppen, sodaß sie die gegnerischen Ziele nicht erblicken können. Und doch werden diese von den Artilleristen erfolgreich bekämpft. Schießen – ohne das Ziel zu sehen? Wir wollen erklären, wie das geschieht.

Wenn die

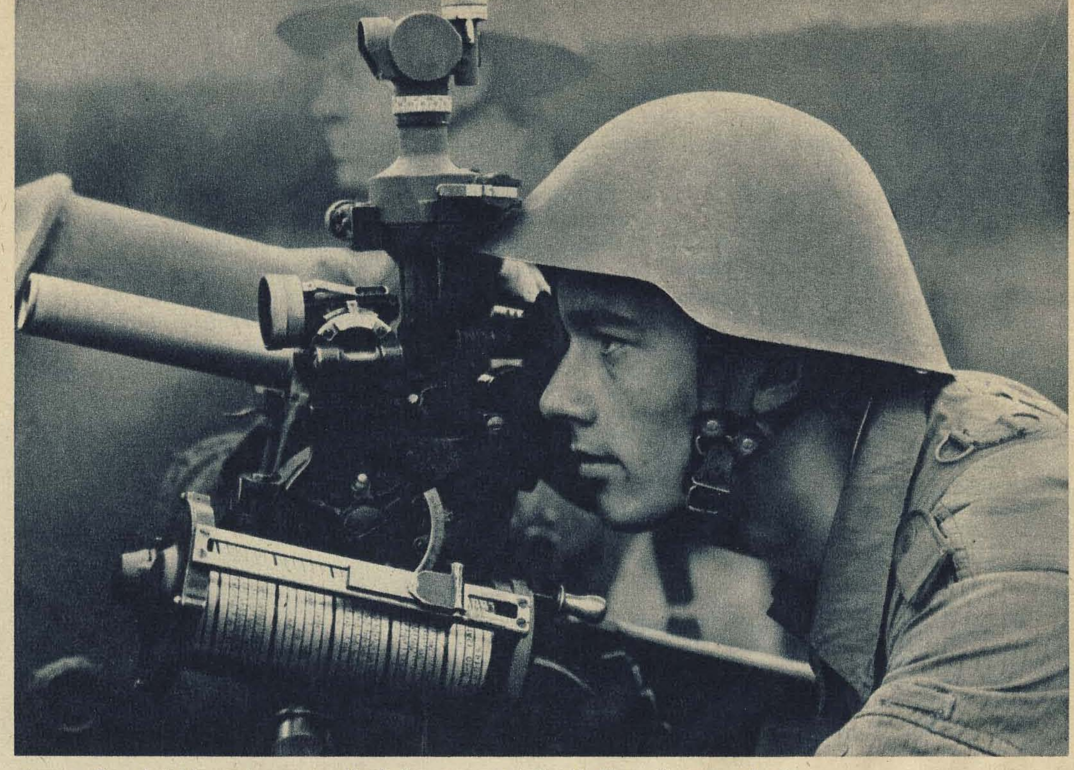
Artilleristen feuern

Die Batterie von Hauptmann Lindner hat in der Morgendämmerung des dritten Übungstages Feuerstellung auf dem Artillerieschießplatz bezogen. Imposant ihre 130-mm-Kanonen, die da auf freier Fläche inmitten einer Wald- und Heidelandschaft in einer Linie gestaffelt nebeneinander stehen. Ihre Rohre wurden mittels optischer Geräte – der Rundblickfernrohre an den Geschützen und des hinter der Batterie aufgestellten Richtkreises – in eine einheitliche Richtung, die Grundrichtung, gebracht. Einer der Kanoniere hat am Waldrand, vor den Geschützen, ein weißes Kreuz an einem Baumstamm befestigt. Das ist der Festlegepunkt, an dem sich alle Geschütze bei ihren späteren Veränderungen der Schußrichtungen immer wieder orientieren werden. Von einem „Gegner" keine Spur.

„Zum Kampf!" Weithin schallt das Kommando des Batterieoffiziers (BO) über den Platz. Ein, zwei Sekunden nur, und die Geschützbedienungen haben ihre Gefechtsplätze eingenommen. „Batterie, auf Pak-Stellung, 4. Ladung, Splitterzünder, Strichskala 221, von Grundrichtung rechts 1–48, 3. Geschütz, 1 Schuß!"

Konzentriert arbeiten die K 1 – so werden die Richtkanoniere kurz





K 1 am Rundblickfernrohr, unten die Aufsatztrommel für die Einstellung der Entfernung

genannt – an ihren Kanonen. Sie stellen den befohlenen Aufsatz, die Rohrerhöhung, an der Entfernungsskala auf einem trommelförmigen Gehäuse der Richteinrichtung ein, wobei deren Libelle langsam aus der Waagerechten gerät. Die Werte des Richtungswinkels – im Feuerkommando ausgedrückt „von Grundrichtung rechts. . ." – indes übertragen sie am Rundblickfernrohr. Dessen Kopf schwenkt dabei etwas nach links.

Der K 1 des Grundgeschützes der Batterie, es ist das dritte, arbeitet am schnellsten. Schon bewegt er die Richtmaschine am Geschütz. Das Handrad der Höhenrichtmaschine dreht er so, daß die Libelle der Aufsatzskala wieder genau in die Waagerechte gelangt. Dabei richtet sich das Rohr auf. Während der Gefreite in das Rundblickfernrohr schaut, hantiert er mit der Seitenrichtmaschine, schwenkt das Geschützrohr nach rechts. „Fertig!" meldet der Richtkanonier dem Geschützführer. Der kontrolliert noch einmal die Einstellungen samt Libellenstand. Ein Blick ins Rundblickfernrohr bestätigt dem Unteroffizier: Fadenkreuz im Fernrohr und weißes Kreuz am Waldrand stimmen überein, d. h., das Kanonenrohr steht genau in Schußrichtung zum Ziel. Da die Kanone inzwischen auch geladen worden ist, kann er dem Batterieoffizier die Feuerbereitschaft des 3. Geschützes melden.

„Feuer!" befiehlt der Offizier. Mit einem mächtigen Knall verläßt die Granate das Rohr. Sekunden vergehen, dann hört man aus der Ferne dumpf die Detonation des Geschosses. Schon kommt ein neues Kommando vom Batterieoffizier: „Aufsatz 213, nach rechts 0–20, Feuer!" Wieder ein Abschuß, wieder neue Richtwerte für das 3. Geschütz. Nach dem dritten Schuß befiehlt der Batterieoffizier: „Aufsatz 219, nach links 0–05, Batterie 1 Schuß, 10 Sekunden Abstand, Feuer!" Jetzt sind alle sechs Geschütze der Batterie angesprochen. Im befohlenen Abstand krachen nacheinander die Abschüsse. Die Feuerstellung hüllt sich in eine Staubwolke. Aus der Ferne hört man das Wummern der Einschläge.

Während in der Feuerstellung seine per Funk übermittelten Kommandos ausgeführt werden, beobachtet der Batteriechef, Hauptmann Lindner, die Lage der Einschläge zum Ziel. Seine Beobachtungsstelle, kurz B-Stelle genannt, liegt kilometerweit vor der eigenen Batterie. In der Nähe der Hauptkampflinie hat er mit seinen Aufklärern und dem Funker am Vorderhang eines Hügels Stellung bezogen. Von hier aus können sie das gesamte Zielgelände gut übersehen. Auf der vor dem Batteriechef liegenden topographischen Karte sind die Feuerstellung, die B-Stelle und das aufgeklärte Ziel nach ihren Koordinaten aufgetragen. Sie dienen als Grundlage zur Ermittlung der Anfangsangaben für das Schießen. Mit ihnen wurden Schußentfernung (Aufsatz) und Winkel FS (Winkel zwischen Grundrichtung und Ziel) für die Feuerstellung errechnet.

Der Batteriechef hat das Schießen der Batterie mit Einzelschüssen des 3. Geschützes begonnen, um die Einschläge genau beobachten zu können. Dieses „Einschießen" oder „Eingabeln" ist deshalb notwendig, weil alle zuvor ermittelten

Ausgangswerte, wie die Koordinaten der Stellungen und der Ziele, aber auch die artilleristische Wettermeldung gewisse Fehler einschließen, die zu einer Abweichung des ersten Schusses vom Ziel führen. Das Einschießen auf ein Ziel besteht deshalb im Heranführen einzelner Einschläge in solche Zielnähe, daß beim Schießen durch die Batterie der Gegner wirkungsvoll bekämpft werden kann.

Von der B-Stelle aus wird beobachtet, ob die Einschläge zu weit („plus") oder zu kurz („minus"), ob sie rechts oder links von der Beobachtungslinie B-Stelle – Ziel liegen. Durch entsprechende Korrekturen des Feuers (neuer Aufsatz, neue Seitenwinkel) werden nach festgelegten Schießregeln die Einschläge immer näher an das Ziel gebracht, bis schließlich alle Geschütze der Einheit zum Schießen auf Vernichtung, zum Wirkungsschießen, übergehen.

Der Batteriechef hat noch eine ganze Reihe anderer Verfahren, um das Feuer seiner Batterie zu leiten und zu korrigieren. Das Prinzip des indirekten Richtens der Geschütze bleibt dabei jedoch unverändert. Gleichwie: Der Erfolg eines Schießens hängt davon ab, wie schnell und genau die Richtkanoniere die Einstellungen der Werte an den Richteinrichtungen ihrer Geschütze vornehmen, wie gleichmäßig sie die Aufsatzlibellen einspielen und die Richtkreuze der Festlegepunkte anrichten. Sich beim Aufsatz um einen Strich (ein bis zwei Millimeter) zu „verhauen", das bedeutet beispielsweise bei acht Kilometern eine Abweichung in der Schußentfernung von 20 bis 90 Metern.

Die „gegnerische" Pak-Stellung wurde vernichtet. Treffer mit höchster Genauigkeit. Akkurat errechnete Angaben, eindeutige Kommandos, präzise Einstellungen an den Richtgeräten – wiederum hat die Batterie Lindner ihren guten Ausbildungsstand bewiesen. Nun aber heißt es „Stellungswechsel!" Neue Aufgaben erwarten die Kanoniere an einem anderen Ort.

Text: Oberstleutnant a. D. Werner Kießhauer
Bild: Manfred Uhlenhut

Was ist...

Grundgeschütz:
Geschütz, von dem aus die Anfangsangaben für das Schießen der anderen Geschütze errechnet werden. Mit ihm schießt sich die Batterie ein.

Batterieoffizier:
Stellvertreter des Batteriechefs. Führt während des Schießens im indirekten Richten die Geschützstaffel und hat seinen Platz in der Feuerstellung.

Aufsatz
Entfernungsangabe der Artillerie im Strichmaß für den Rohrerhöhungswinkel. Dieser Winkel wird für die jeweilige Entfernung aus einer Tabelle – der Schußtafel – entnommen.

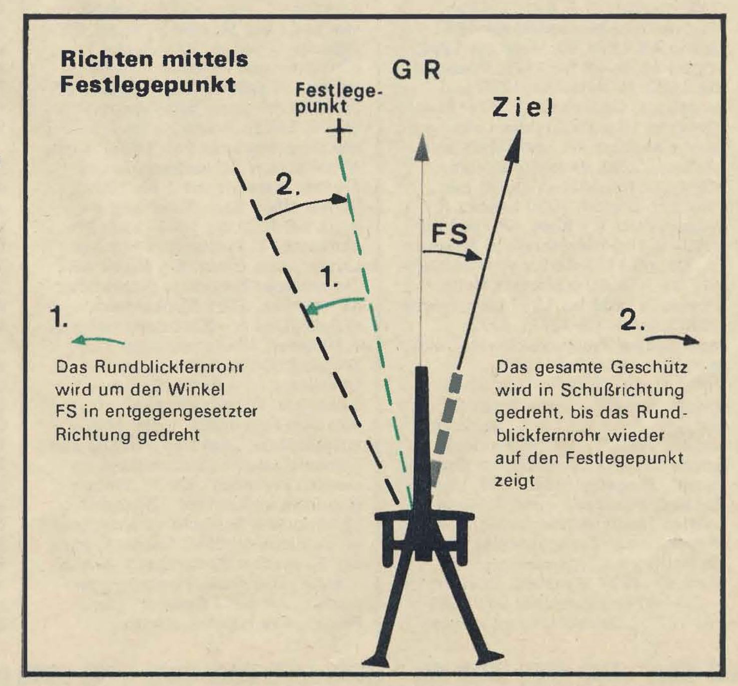
Artilleristisches Winkelmaß:
Der Vollwinkel oder Vollkreis von 360° wird bei der Artillerie in 6000 Strich unterteilt. 6° entsprechen dabei 100 Strich; Schreibweise: 1–100. Die Angabe 0–05 bedeutet also 5 Strich.

Grundrichtung:
Befohlene Richtung im Gelände, die etwa der Kampfrichtung entspricht und auf die die Geschütze beim indirekten Richten in der Feuerstellung orientiert werden. Wird im Strichmaß angegeben und von Nord aus im Uhrzeigersinn gerechnet.

Richtkreis:
Optisches Gerät mit Kompaßnadel und Winkelmeßeinrichtung. Dient zum Festlegen von Richtungen im Gelände, zur Vermessung, zum Einrichten der Geschütze in die Grundrichtung u. ä.

Rundblickfernrohr:
Optische Zieleinrichtung am Geschütz, dessen Oberteil um 60–00 (360°) gedreht werden kann. Dient hauptsächlich zum Anrichten eines Festlegepunktes (beim indirekten Richten) oder eines Zieles (beim direkten Richten des Geschützes).

Libelle:
Flüssigkeitsgefüllte kleine Glaskörper mit Luftblase. Dienen, ähnlich einer Wasserwaage, dem Horizontieren des Geschützes.



leser-service

ar-markt

Suche Eyermann „Jagdflugzeuge/Jagdbomber" und „Bomber-Raketenträger-Seeflugzeuge": R. Böttger, 9315 Scheibenberg, Thälmannstr. 36 – Biete AR 1967 bis 1970, J + T 1963 bis 1965: J. Nickisch, 4900 Zeitz, Klosterstr. 5 – Tausche AR-Typenblätter und AR-Poster gegen FR 1 bis 5/80 und Ansichtskarten: T. Schreiber, 1800 Brandenburg, Str. d. Freundschaft 54 – Biete AR 1976 bis 1981, 1/82 und 2/82, „Wissen und Leben" 1962 für 10.– M pro Jahrgang: G. D. Fleischer, 3700 Wernigerode, Am Ziegenberg 8 – Biete Marinekalender 1982, „Unser Wilhelm" und W. Pieck „An die Jugend", suche „Vom Säbel zur Rakete", „Geschichte des Seekriegs", „Geschichte des Landkriegs": P. Leisker, 8122 Radebeul, Barkengasse 8 – Verkaufe Elgers „Jungfrau Johanna", Mundstock „Meine tausend Jahre Jugend", suche Grieg „Im Konvoi über den Atlantik" und Pöschel „Zwerg-U-Boote, Froschmänner, Kleinkampfmittel": R. Wendisch, 8060 Dresden, Bischofsweg 112 – Suche Fliegerkalender 1982: G. Wiersch, 1710 Luckenwalde, Thälmannstr. 31 – Biete Flieger-, Marine- und Motorkalender 1983, suche AR 1979/80, Visier bis 1980, mt bis 1979, FR bis 1979, Poseidon bis 1980: W. Mischke, 1720 Ludwigsfelde, Liebknechtstr. 33 – Biete Groehler „Geschichte des Luftkriegs", suche Kaulisch „A. von Tirpitz und die imperialist. deutsche Flottenrüstung", Neukirchen „Krieg zur See": H. Dresler, 7030 Leipzig, K.-Hagen-Platz 1 – Biete AR 1964 bis 1980, suche Triebfahrzeuge N-Spur: H. Klacke, 1115 Berlin, W.-Friedrich-Str. 53 – Tausche einzelne Hefte Poseidon 1968 bis 1977 gegen Hefte 10/63, 2/66, 10–12/71, 8/72 oder andere Tauchsportliteratur, evtl. auch gegen Luftfahrtliteratur: M. Pötzsch, 2500 Rostock 22, Blockmacherring 52 – Biete Groehler „Geschichte des Luftkriegs", Sammlerexpreß 1962/63/64 (gebunden), suche „Schiffe der NATO im Ostseeraum", Fliegerkalender 1979, Literatur über Handfeuer- und Artilleriewaffen (auch fremdsprachig), Illustr. Reihe für den Typensammler, Kleine Reihe für den Typensammler: H. Benthin, 4274 Mansfeld, Teichstr. 19 – Suche Fliegerkalender von 1969 bis 1977, „Deutschland im zweiten Weltkrieg", FR 1978/79, Groehler „Der Koreakrieg": N. Goede, 1803 Plaue, Scheidtstr. 3 – Biete Logatschew „Frachtschiffe der Zukunft", Ewe „Schiffe auf histor. Karten", Neukirchen „Piraten", suche Paris „Galeeren und Galeassen", Timm „Kapitänsbilder", Winter „Kolumbusschiffe", Mondfeld „Die Galeere" u. a. maritim-histor. Literatur: J. Winzer, 2200 Greifswald, Dubnaring 3a – Biete Jahrbuch der Schiffahrt 1970, Modellbaukasten Mi-4, suche etwa 60 Typenblätter Flugzeuge und Schiffe aus AR 1962 bis 1965: J. Siegmund, 2850 Parchim, Am Eldeufer 9 – Biete 85 AR fast aller Jahrgänge: R. Böttcher, 4906 Reuden, Zetkin-Siedlung 5 – Biete „Der Kampfweg der sowj. Seekriegsflotte", Jahrbuch der Schiffahrt 1982, suche Jahrbuch der Schiffahrt 1980: J. Dommasch, 9031 Karl-Marx-Stadt, Am Künzelholz 12 – Biete Arsenal 1, 2, 3, komplette Visier-Waffenkartei und verschiedene militärische Literatur, suche Visier 1, 2, 3/75, 10/82: A. Glaß, 5300 Weimar, Damaschkestr. 12 – Suche Marinekalender bis 1979, „Schiffe der NATO im Ostseeraum", mt 4/82, „Kamikaze", „Krieg zur See", Marinewesen (alle Jahrgänge), „Taschenatlas der Schiffe", Technika i Worushenije 1/82, Typenblätter von Kriegsschiffen (AR, VA), biete Groehler „Geschichte des Luftkriegs", Eyermann „Testpiloten–MiGs–Weltrekorde", Groehler „Der Koreakrieg", verschiedene Memoiren, alte und neue Mosaik: A. Engel, 2500 Rostock 1, Voßstr. 27 – Suche Typenblätter und militärtechnische Literatur: U. Keßner, 8722 Löbau, PSF 35802/C9 – Biete 500 Typenblätter (1970–1982), Arsenal 1 bis 4, 100 alte Ansichtskarten (vor 1933), suche Material über Schlachtschiffe und Kreuzer, altes Mosaik 1 bis 100: T. Wendt, 2591 Saal, Rosenweg 3 – Biete AR 1974 bis 1982 (nicht alle komplett): T. Klemencz, 5820 Bad Langensalza, Oststr. 5 – Suche AR-Typenblätter Flugzeuge (kostenlos): M. Worofka, 4701 Blankenheim, Wassergasse 5 – Suche alle bisher erschienenen AR-Typenblätter Flugzeuge: C. Dörre, 5401 Holzthaleben, Obergasse 10 – Biete „Schützen, Kanoniere, Kommandanten", „Getreu dem Fahneneid", poln. Militärenzyklopädie, „Raketen – Schild und Schwert", suche „Deutschland im zweiten Weltkrieg" Bd. 1, „Unsere Nationale Volksarmee", Bildband „Stalingrader Schlacht", Panzerfotos: W. Schuchardt, 5900 Eisenach, Platz des Eisenacher Parteitages 1 A/A 23 – Biete „Das große Flugzeugtypenbuch", „Ars Bella Gerendi" (Artia-Prag), „Alte Handfeuerwaffen", „Europäische Hieb- und Stichwaffen", Lugs „Handfeuerwaffen", „Luftspionage" Bd. 1/2, „Geschichte der Luftfahrt von Ikarus bis zur Gegenwart", „Typenbuch der Raumflugkörper", „Motor- und Segelflug" Bd. 1, „Lufttransport", suche „Deutschland im zweiten Weltkrieg" Bd. 4, „Deutschland im ersten Weltkrieg" Bd. 1/3, „Historische Flugzeuge" Bd. 1/2, „Flugzeuge aus aller Welt" Bd. 1 bis 3, Flugsport 1952 bis 1954, Flügel der Heimat 1955 bis 1959, Aero-Sport 1960 bis 1965, Panzeralbum von Magnuski (MON-Warszawa): W. Czepluch, 4090 Halle, Bl. 331/01/43 – Biete Plastbausätze Flugzeuge Maßstab 1:72 (ČSSR) u.



1:100 (DDR), suche solche im Maßstab 1:30 (UdSSR) T 34/85 und IS 3, „Československe Tanky" und „Tankiste" (Militärverlag Prag): W. Grenzdörfer, 1800 Brandenburg, Nicolai-Str. 9 – Biete Marinekalender von 1975 bis 1980, 1982, 1983, „Der Koreakrieg", „Pearl Harbour", „A. v. Tirpitz und die deutsche imperialist. Flottenrüstung", „Testpiloten–MiGs–Weltrekorde", Mosaik u. a., suche „Krieg zur See", „Schiffe der NATO im Ostseeraum", „Kamikaze", Marinekalender, „Marinewesen", Typenblätter und Falttafeln aus mt, AR und VA von Kriegsschiffen, loses Bildmaterial sowie andere maritime Zeitschriften/Bücher: M. Leschnig, 2520 Rostock 22, Rügener Str. 40 – Biete Motorkalender 1979 und 1981, Marinekalender 1983, Engmann „Spannungsgebiet Nahost", „Vom Säbel zur Rakete", 40 AR-Poster, 60 Visier- und 50 AR-Typenblätter, 37 AR-Waffensammlungen, suche Gitarre: F. Laaß, 2130 Prenzlau, Heine-Str. 43 – Biete AR-Poster, Titelbilder von AR und mt, suche Literatur über Handfeuerwaffen: W.-R. Wilcke, 2760 Schwerin, Bennert-Str. 52 – Suche AR-Jahrgänge 1960 bis 1970: A. Spitzkopf, 2112 Eggesin, PSF 32603 – Suche ständig militärische Schiffsplastbausätze und Panzermodelle: D. Luhn, 1035 Berlin, Boxhagener Str. 54



Bild: Peter Riecke

Soldatisch korrekt und sportlich fair

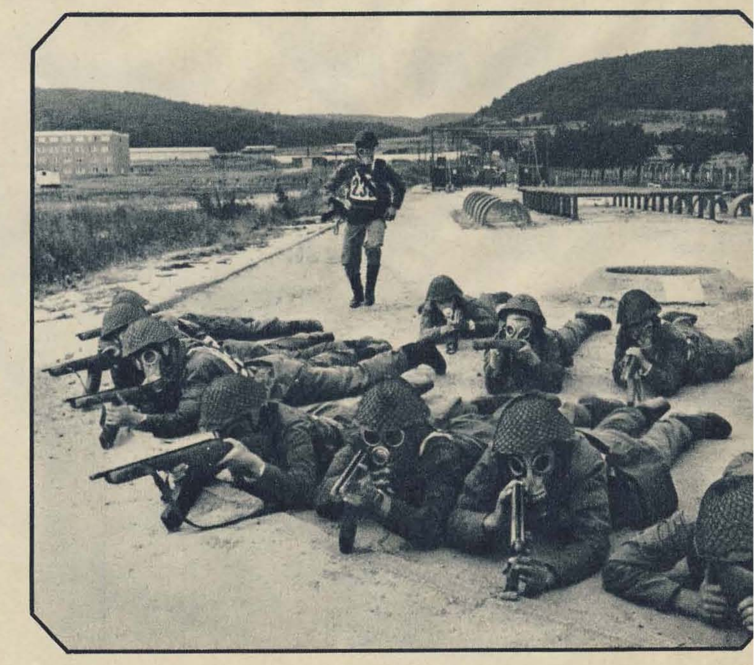




Am Robert-Uhrig-Denkmal in der Kaserne des gleichnamigen Truppenteils wurden die Normenmeisterschaften eröffnet.

Mit der Freizeit in der Armee ist es mitunter so eine Sache. Einige Soldaten können nicht genug davon bekommen. Orientiert dann der Chef der Landstreitkräfte zudem noch darauf, in ihr – sozusagen flankierend – mehr für die Gefechtsausbildung zu tun, ist schon guter Rat teuer.

„So war es auch bei uns", sagte Hauptmann Beier, der Stellvertreter des Kommandeurs für Ausbildung, im mot. Schützenregiment „Robert Uhrig". „Probleme der Gefechtsausbildung sind ja meine Sache. Wem aber oblag das mit der Freizeit? Da mußte ich mir etwas einfallen lassen. Befehlen ging nicht. Das hatte auch der Chef nicht getan. Also einen anderen Weg finden."



Am Ziel der Sturmbahn: der zuletzt ankommende Genosse bestimmt die Zeit für das gesamte Kollektiv



Schließlich setzte er sich mit dem Politstellvertreter des Regimentskommandeurs, Major Klein, und dem FDJ-Instrukteur, Hauptmann Schade, zusammen. Gemeinsam gelangten sie zur Idee einer Normenmeisterschaft. Soldatisch korrekt und sportlich fair sollten regelmäßig in „Disziplinen" der Gefechtsausbildung die Regimentsmeister ermittelt werden. Die drei Offiziere fragten sich nur noch: Wird das auch den Soldaten Spaß machen?

Diese Frage ist heute längst entschieden. Nichts deutete bei der 12. Meisterschaft, von der die Fotos berichten, darauf hin, daß sich gar einer gezwungenermaßen an den Start geholt fühlte. Begeistert wurde mit hohem Einsatz gekämpft.

Es war der 21. 8. 1982. Ein Gedenkmeeting mit allen Teilnehmern am Robert-Uhrig-Denkmal eröffnete die Wettkämpfe. 1944 hatten an diesem Tage die Faschisten den Kommunisten Robert Uhrig im Zuchthaus Brandenburg ermordet. Feierlich erneuerten die mot. Schützen und Panzersoldaten ihr Gelöbnis, den revolutionären Kampf ihres Vorbildes durch gewissenhafte Erfüllung des Klassenauftrages fortzusetzen. In diesem Sinne wollten sie auch an den Start der Meisterschaft gehen.

Kurz danach traten sie an, die besten Züge der Bataillone. Ausgeschrieben waren: ein 1000-m-Lauf und das Überwinden der Sturmbahn, die Schutznorm 3b und eine Überprüfung der Kenntnisse über den Gegner und der Schießregeln. Ein schöner Kanten. Hinzu kam noch, daß die niedrigste Note und der letzte ins Ziel kommende Läufer fürs gesamte Zugkollektiv gewertet wurden.

Während die Kämpfer an den Start gingen, erläuterte mir Hauptmann Beier: „Es beginnt alles viel früher. Das heißt, die Zugführer ermitteln während der Gefechtsausbildung in ihren Zügen die Meister in den Einzelnormen. Innerhalb der Kompanie kämpfen die Gruppen um Meisterehren bei der Abnahme der Kollektivnormen. Die Züge wetteifern zweimal monatlich innerhalb der Bataillone. Erst die jeweils besten Züge der Bataillone treten zu den Regimentsmeisterschaften an."

Wie man sah, gab es da kein Mauscheln. Anhand der Zugnachweisbücher war vor dem Start der

strukturmäßige Bestand des angetretenen Zuges zu belegen.

„Wir wollen reale Ergebnisse. Nur sie helfen uns und den Soldaten weiter", erklärte Hauptmann Beier dazu. „Deshalb bemühen wir uns auch so sehr um den Gleichschritt zwischen dem Programm der Gefechtsausbildung und den Disziplinen der Meisterschaften. Die Wettkämpfe des Truppenteils richten wir möglichst dann aus, wenn Ausbildungsetappen beendet werden. So haben wir in der Normenmeisterschaft unmittelbar nach der Einzelausbildung die zum Wettkampf angetretenen Soldaten in der Schutznorm 3b, beim Überwinden der Sturmbahn und Auseinandernehmen und Zusammensetzen der persönlichen Waffe einzeln bewertet. Nach der Gruppenausbildung waren es in der folgenden Meisterschaft das Auf- und Absitzen vom Schützenpanzer, ein 3000-m-Lauf und ebenfalls die Schutznorm 3b. Jedesmal wurde da die Gruppenleistung gewertet. Jetzt, in der zweiten Hälfte des Ausbildungsjahres, wo in den taktischen Übungen die Geschlossenheit der Züge im wesentlichen erreicht wurde, bewerten wir die Gesamtleistung des Zuges."

Gut zwei Stunden später lagen die Ergebnisse vor. In 8:14 min. war der 1. Zug der 12. Panzerkompanie die 3000 m gelaufen und hatte geschlossen die Sturmbahn überwunden. Mit nur 11 sec. Abstand folgte der 2. Zug der 2. mot. Schützenkompanie, 59 sec. später beendete der 2. Zug der 4. mot. Schützenkompanie diese Disziplin. Alle drei Züge belegten auch die vorderen Plätze in den anderen Normen. Nur die Reihenfolge änderte sich. Meister der Schutznorm 3b wurde der 2. Zug/4. MSK, der 1. Zug/12 PK belegte den zweiten Platz. Bei den Kenntnissen über den Gegner und die Schießregeln, war es wieder die gleiche Reihenfolge. Nach dieser Plazierung war der 1. Zug der 12. Panzerkompanie Gesamtsieger.

„Im Wettstreit miteinander spornen sich die Genossen gegenseitig an, holen mitunter alles aus sich heraus. Der Ausbilder sieht, wozu die Soldaten fähig sind und in welcher Einheit während der Ausbildung gut gearbeitet wurde. Die Besten bewähren sich vor aller Augen. Das stachelt den Ehrgeiz an, die Meister zu übertreffen. Seit wir Normenmeisterschaften haben, hat sich im Regiment die Normerfüllung in der Taktikausbildung um fast eine Note, auf eine stabile Zwei, und in der Schutzausbildung



Im Unterrichtsraum war die „Gefechtsaufgabe" Erkennungsdienst und Schießregeln zu lösen.



um mehr als eine Note, auf die Eins, erhöht."

Wieder wurden die Besten am Denkmal ausgezeichnet. Doch alle Teilnehmer hätten ihr Gelöbnis erfüllt, sagte ihnen Hauptmann Beier, weil sie korrekt und fair um ihre beste Leistung gerungen hatten. Im Namen des Regimentskommandeurs überreicht er den Siegern Urkunden und Buchpreise.

Weitere Normenmeisterschaften wird es seither im Robert-Uhrig-Regiment gegeben haben. Mit Sicherheit gehört am 8. März 1983 eine solche zu den Ehrungen anläßlich des 80. Geburtstages von Robert Uhrig. Die Soldaten wollen das Vermächtnis ihres Vorbildes durch hohe Leistungen in der Gefechtsausbildung wahren und fortsetzen.

Bild und Text:
Oberstleutnant Ernst Gebauer





Hauptmann Beier zeichnet im Namen des Regimentskommandeurs die Sieger mit Urkunden und Büchern aus

Michail Scholochow

Sie werden uns

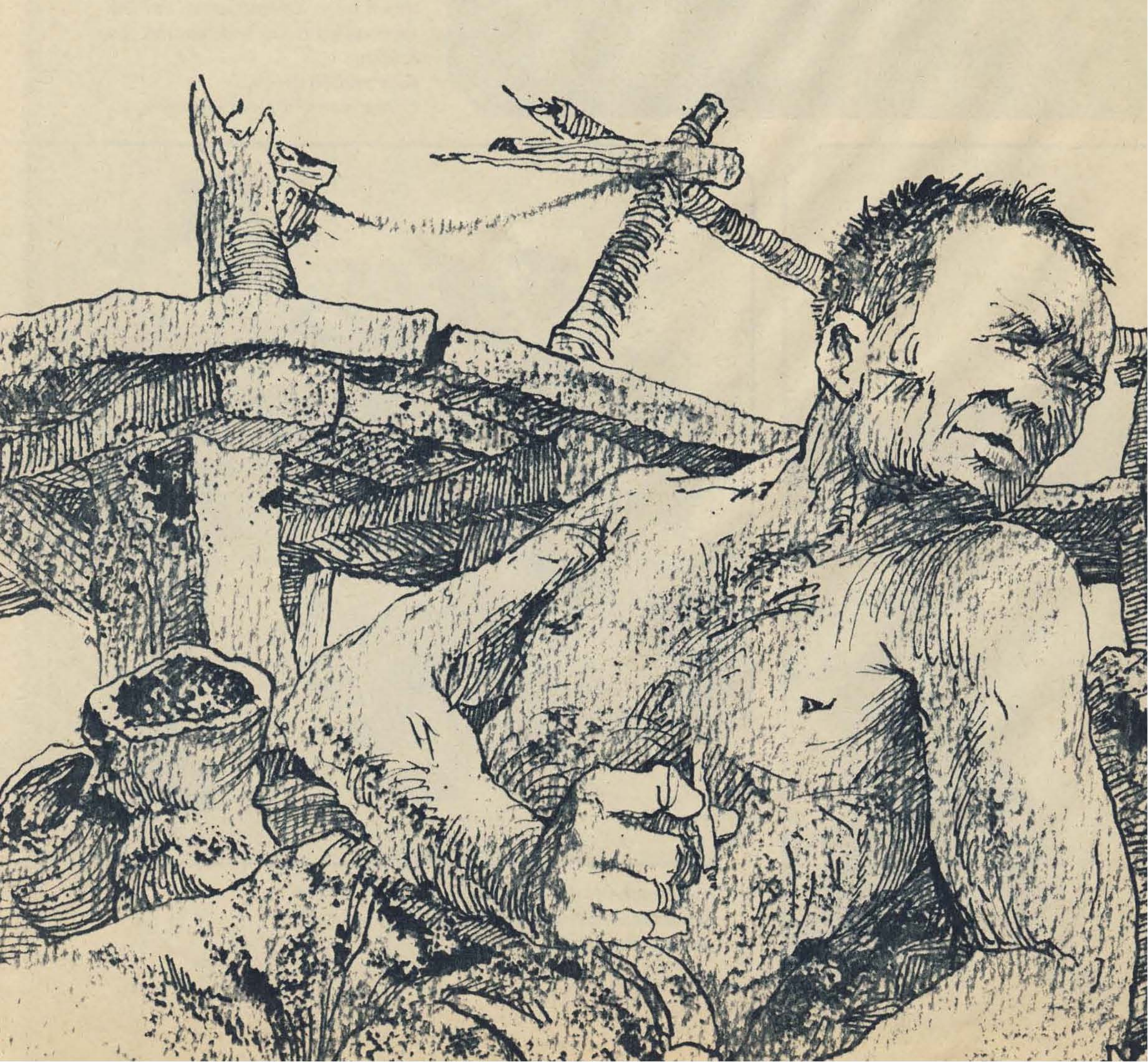
Sie setzten sich vor den Bunker und rauchten. „Das war wirklich ungeheuer geschickt, wie du den Panzer erledigt hast", sagte Nikolai und betrachtete im abendlichen Dämmerlicht das sonnenverbrannte, ziegelrote Gesicht des Panzerjägers. „Ich dachte schon, ihr wärt beide verschüttet, und plötzlich kommt da die Panzerbüchse zum Vorschein..."

Da wurde er von Lopachin spöttisch unterbrochen. „Darauf war ich gefaßt! Bewunderung für meine Arbeit! Und warum hast du nicht selber geschossen, als der Panzer mein Loch überrollte? Warum hast du erst auf die MPi-Männer gefeuert, nachdem ich dich anschnauzte? Deine Bewunderung hilft mir wie einem Toten ein Senfpflaster. Taten will ich und keine Bewunderung."

Nikolai entgegnete lächelnd, der Aufschub sei entstanden, weil er in diesem Augenblick alle Trommeln leergeschossen hatte. Lopachin sah ihn aus verkniffenen Augen mißtrauisch von der Seite an.

„Du warst also schlecht aufs Gefecht vorbereitet, stellt sich heraus. In unseren beiderseitigen Beziehungen fehlt bloß noch, daß du es machst wie unsere lieben Verbündeten: Du wirfst mir die Patronen zu, lobst mich, und ich darf für dich kämpfen. Dazu brauchst du nur dein Gewissen in die Tasche zu stecken. Stimmt's? Das wäre doch ein ideales Kameradschaftsverhältnis?"

Doch als er sah, daß Nikolai ein ärgerliches Gesicht machte, hielt er ihm die breite, kräftige Hand hin:



nicht unterkriegen!

„Sei nicht böse", meinte er gutmütig. „Darf man denn gekränkt sein, weil einer die Wahrheit sagt? Wenn uns die Not nun mal zusammengeführt hat, müssen wir auch zusammenhalten. Wir sind, glaube ich, aus derselben Gegend. Du stammst doch aus dem Rostower Gebiet? Na siehst du, und ich bin aus Schachty. Wir wollen Freunde sein."
Von diesem Tage an hatten sie wirklich Freundschaft geschlossen, eine einfache, feste Soldatenfreundschaft.
Unten beim Flüßchen sirrten die Sägen der Pioniere, Wasser plätscherte, und fröhlich johlten die badenden Rotarmisten. Nikolai und Lopachin schritten stumm nebeneinander durch das zerdrückte Gras.
„Komm hinter die Brücke, da ist es tiefer", sagte Lopachin. Gelbe Seerosen schwammen auf dem stehenden Wasser. Es roch nach Schlamm und Fluß. Nikolai zog sich aus, wusch Feldbluse und Fußlappen, setzte sich dann in den Sand und schlang die Arme um die Knie. Lopachin legte sich neben ihn. „Du bist heute ziemlich mißgestimmt, Nikolai." – „Kannst du mir sagen, worüber ich mich freuen sollte? Ich sehe keinen Anlaß."
„Was brauchst du für Anlässe? Bist du nicht am Leben? Also freu dich. Schau, was für ein herrlicher Tag heute ist. Die Sonne, der Fluß, die Seerosen! Alles lacht nur so. Ich staune manchmal über dich: Du bist ein alter Soldat, stehst fast ein Jahr im Feld, aber Stimmungen hast du wie ein Rekrut. Was denkst du dir eigentlich? Glaubst du, es sei schon



alles aus, weil sie uns ordentlich eingeheizt haben? Weltuntergang? Aus der Krieg?"
Nikolai verzog verdrießlich das Gesicht.
„Wer sagt denn, daß der Krieg aus ist?" brummte er. „Ich bin gar nicht der Meinung, aber leichtfertig die Dinge hinnehmen, kann ich auch nicht. Und du tust das, du gibst dir den Anschein, als wäre nichts passiert. Für mich ist es klar, daß eine Katastrophe eingetreten ist. Die Ausmaße dieser Katastrophe können wir beide nicht beurteilen, aber mutmaßen können wir einiges. Wir sind seit fünf Tagen auf dem Rückzug. Unser Regiment ist völlig zerschlagen. Und wie steht es mit den anderen? Mit der Armee? Klar, daß die Front an einem breiten Abschnitt durchbrochen ist. Die Deutschen haben sich an unsere Fersen geheftet, erst gestern konnten wir sie abschütteln, wir klotzen und klotzen, und wann wir stehenbleiben, ist eine große Frage. Da soll man nicht die Laune verlieren, bloß marschieren, ohne zu wissen, was vorgeht. Und mit was für Augen uns die Einwohner nachschauen! Es ist einfach zum Verrücktwerden!"
Nikolai blickte schweigend und mißmutig auf das Spiegelbild einer kleinen weißen Wolke im Wasser. Da begann Lopachin zwar sehr ruhig, aber voll Erbitterung zu reden:
„Ich sehe keinen Grund, wie ein Hund den Schwanz zwischen die Beine zu klemmen, verstanden? Wir haben Keile gekriegt. Also haben wir sie verdient. Kämpft besser, ihr Hundesöhne! Klammert euch an jede Scholle eurer Heimaterde, lernt den Feind so schlagen, daß ihm der letzte Schluckauf kommt. Könnt ihr das nicht, dann jammert nicht, wenn man euch die Fresse blutig schlägt und die Einwohner euch nicht gerade freundlich nachschauen. Wie kommen sie auch dazu, uns mit Brot und Salz entgegenzuziehen? Du kannst dich noch bedanken, daß sie uns nicht ins Gesicht spucken. Du bist kein Hurrakrakeeler, also erkläre mir bitte, wie es kommt, daß die Deutschen nur mit schwerer Mühe herauszuhauen sind, wenn sie irgendwo ein Dörfchen besetzen, auch wenn es nur so groß wie ein Eiterpickel ist, während wir manchmal ganze Städte fast kampflos aufgeben und im Galopp davonlaufen. Wir müssen sie uns doch selber nachher zurückerobern, oder meinst du, die Arbeit nähme uns ein anderer ab? Das kommt alles davon, daß wir zwei beiden, werter Mister, noch nicht richtig zu kämpfen verstehen und noch nicht die richtige Wut im Leibe haben. Wenn wir das erst gelernt haben, wenn wir erst mal mit Schaum vor dem Mund zum Gefecht antreten, dann wird sich der Deutsche hurtig mit dem Hintern nach Osten drehen, kapiert? Ich für meinen Teil koche dermaßen vor Wut, daß es zischt, wenn du mich anspuckst. Deshalb halte ich auch den Kopf hoch und laß mich nicht unterkriegen, weil ich so fuchsteufelswild bin. Aber du läßt den Schwanz hängen und heulst: ‚Ach, unser Regiment ist kaputt! Ach, die Armee ist hin! Ach, die Deutschen sind durchgebrochen!' Der Teufel soll sie holen, die verfluchten Deutschen. Durchgebrochen sind sie, das stimmt, aber wer hilft ihnen hier heraus, wenn wir erst die Kräfte beisammen haben und zuschlagen? Wenn wir ihnen schon jetzt beim Rückzug keine Ruhe lassen, dann kriegen sie bei der Offensive zehnmal schmerzhaftere Schläge. Ja, wir gehen zurück, ob das nun schlimm oder gut ist. Die aber werden gar nicht zum Rückzug kommen, weil sie dann nichts mehr zum Laufen haben! Sobald die uns erst mal den Hintern zeigen, reißen wir den Höllensöhnen die Beine aus, wo sie angewachsen sind, damit sie in Zukunft nicht mehr unser Land zertrampeln können. So sehe ich die Sache. Und dir möchte ich eins raten: Vor mir brauchst du keine Tränen zu vergießen, ich werde sie dir nicht abtrocknen. Ich habe während des Krieges eine verflixt harte Hand bekommen, und die könnte mir zu unguter Stunde ausrutschen."
„Ich brauche deinen Trost nicht, du Dummkopf. Und deinen Wortschwall kannst du dir sparen. Aber vielleicht sagst du mir, wann wir nach deiner Ansicht endlich das Kämpfen lernen werden? Wenn wir in Sibirien stehen?"
„In Si-bi-ri-en?" fragte Lopachin gedehnt und blinzelte angestrengt mit den hellen Augen. „Nein, werter Mister, diese Schule liegt ein bißchen zu weit entfernt. Hier, wo wir jetzt stehen, werden wir es lernen, in dieser Steppe, verstanden? Sibirien wollen wir einstweilen von der Landkarte streichen. Gestern sagte Sascha, meine Nummer zwei, zu mir: ‚Wenn wir erst am Ural sind, werden wir mit den Deutschen flink fertig, dort gibt es Berge.' Und ich habe ihm geantwortet: ‚Wenn du Kröte noch einmal ein Wort vom Ural sagst, dann soll es mir um eine Pak-Patrone nicht leid tun, dann nehme ich sofort meine Knarre und schieße dir deinen dämlichen Schädel im Direktbeschuß von den Schultern!' Er machte einen Rückzieher, es sei nur ein Spaß gewesen. Ich sagte ihm, daß es auch meinerseits ein Spaß gewesen sei, auf solche Esel wie ihn schieße man nicht mit Stahlmantelgeschossen, und noch dazu aus einer guten Panzerbüchse. Damit hatte die angenehme Unterhaltung ihr Ende."
Lopachin kroch zum Wasser, rieb sich die rauhen Fußsohlen lange mit dem feuchten körnigen Sand und drehte sich dann zu Nikolai um.
„Da fällt mir gerade ein Ausspruch unseres gefallenen Politleiters Rusajew ein, Nikolai. Er soll angeblich von einem berühmten General stammen. ‚Wenn jeder Rotarmist auch nur einen Faschisten getötet hätte, wäre der Krieg längst aus.' Daraus folgt, daß wir zuwenig von den Nattern niedermachen, nicht wahr?"
Nikolai hatte die Unterhaltung satt.
„Eine ziemlich primitive Rechnung", antwortete er giftig. „Wenn jeder unserer Generale eine Schlacht gewinnen wollte, wäre der Krieg wahrscheinlich noch eher aus."
Lopachin hörte mit seiner Beschäftigung auf und lachte schallend.
„Wie sollen denn die Generale ohne uns die Schlachten gewinnen, du Esel? Versuch mal mit

solchen Kämpfern wie meinem Sascha eine Schlacht zu gewinnen. Noch ist er nicht am Don und schielt schon nach dem Ural. Ein General ohne Truppe oder mit einer schlechten Truppe ist meiner Ansicht nach dasselbe wie ein Hochzeiter ohne ... Natürlich gibt's auch Generale wie unseren Sascha. Unglücksraben, die von den Deutschen von der Grenze bis hierher nichts als Kloppe kriegen. So einer ist natürlich weichgekloppt, hat den Mut verloren und denkt nicht mehr daran, wie er die Deutschen schlagen, sondern nur, wie er ihren Schlägen entgehen könnte. Aber von der Sorte gibt's nur wenige, und sie geben nicht den Ausschlag. Doch bei uns hat sich die Sitte eingebürgert, daß alles im Flüsterton über die Generale herzieht, wenn was an der Front nicht klappt. Dies können sie nicht, jenes können sie nicht, kämpfen können sie nicht, und alles Unheil stammt von ihnen. Wenn man der Sache aber mal richtig auf den Grund geht, dann tragen die Generale gar nicht an allem Schuld, und auch beim Schimpfen sollte man sich ein bißchen zurückhalten, denn die Generale sind die unglücklichsten Leute im ganzen Krieg. Du brauchst mich gar nicht so anzustarren wie der Ochs das neue Tor. Es stimmt schon, was ich sage. Früher, als ich noch dumm war, habe ich selber die Generale manchmal um ihren Rang beneidet. Ein blitzsauberes Leben, dachte ich, schön zum Anschaun wie ein Fasan. Schützenlöcher brauchen sie nicht zu buddeln, auf dem Bauch durch den Dreck zu kriechen brauchen sie nicht. Aber als ich dann gründlicher darüber nachdachte, merkte ich, daß das alles halb so schön ist.

Ich war damals noch MPi-Schütze, kein Panzerjäger, als die Kompanie einmal zum Angriff vorgehen sollte. Ich trödelte, nachdem der Befehl gegeben war. Ehrlich gesagt, der Beschuß war sehr stark, und ich wollte nicht vom Boden hoch. Aber der Zugführer rannte herbei, fuchtelte mit der Pistole in der Luft herum und schrie fluchend: ‚Steh auf!' Wir führten den Angriff durch, und nachher habe ich mir einiges durch den Kopf gehen lassen. Gut, dachte ich mir, ich bin ein einfacher Soldat und habe für meine Saumseligkeit einen Fluch abbekommen. Ich bin nur für mich selbst verantwortlich. Aber der Divisionskommandeur trägt die Verantwortung für Tausende von Leuten, und wenn bei ihm etwas nicht klappt, wieviel Verwünschungen bekommt er? Und der Befehlshaber einer Armee? Als ich nachrechnete, wurde mir ganz schwindlig. Nein, dachte ich, danke schön. Da bleibe ich schon lieber ein einfacher Soldat.

Stell dir bitte mal folgende Situation vor, Nikolai: Da sitzt so ein General die ganze Nacht hindurch mit seinem Stabschef zusammen und bereitet einen Angriff vor, ißt nicht, schläft nicht, zerbricht sich nur den Kopf. Unter den Augen hat er Säcke vom vielen Nachdenken, und der Schädel platzt ihm fast von all den Hypothesen. Alles muß er berechnen, alles voraussehen. Dann schickt er die Regimenter zum Angriff vor, und der Angriff bricht elend zusammen. Warum? Gründe gibt's genug. Vielleicht hat er sich auf den Petja Lopachin wie auf seinen leiblichen Vater verlassen, aber der Petja hat's mit der Angst gekriegt und Fersengeld gegeben, der Nikolai Strelzow hat's ihm nachgemacht und hinterdrein auch die anderen Scheißkerle. Und der Tanz ist aus. Diejenigen, die gefallen sind, haben dem General natürlich nichts mehr vorzuwerfen, die anderen aber, die sich nach ihrem Dauerlauf glücklich verpustet haben, schimpfen auf den General nach Strich und Faden. Und sie schimpfen, weil sie aufrichtig davon überzeugt sind, daß bloß der General an allem schuld sei und sie alle nichts dafür könnten. Laut Reglement schimpft natürlich jeder nur leise in sich hinein, aber hat es der General davon etwa leichter? Der sitzt in seinem Bunker, den Kopf in die Hände gestützt, und um ihn schwirren zu Tausenden unsichtbare Verwünschungen wie Falter um die Lampe. Dann klingelt auch noch das Telefon; der arme General wird direkt aus Moskau verlangt. Die Haare sträuben sich dem General dermaßen, daß die schöne Mütze in die Höhe steigt, und während er den Hörer abnimmt, denkt er: Ach du meine arme Mutter, weshalb hast du mich bloß als General geboren? An der direkten Leitung beschimpft ihn natürlich keiner, in Moskau sitzen höfliche Leute, aber er bekommt etwa folgendes zu hören: ‚Was soll das eigentlich heißen, Iwan Iwanowitsch, daß Sie die Operation so unfähig leiten? Der Staat hat für Sie Geld ausgegeben, hat Sie ausgebildet, hat Ihnen Kleider und Schuhe, Speise und Trank gegeben, und Sie machen solche Geschichten. Bei einem Säugling ist es verzeihlich, wenn er die Windeln schmutzig macht, dafür ist er ein Säugling, aber Sie sind kein Säugling, und in den Schmutz gezogen haben Sie keine Windeln, sondern unsere Offensivoperation. Wie konnte das geschehen? Haben Sie die Güte und erklären Sie uns die Ursache.' Die Stimme ist leise und sehr höflich, aber sie benimmt dem General den Atem, und der Schweiß rinnt ihm in Strömen über den Rücken.

Nein, Kolja, du kannst natürlich machen, was du willst, aber ich habe keine Lust, General zu werden. Bei all meinem Ehrgeiz, ich mag nicht und fertig. Wenn ich plötzlich in den Kreml gerufen würde und man dort zu mir sagte: ‚Genosse Lopachin, übernehmen Sie bitte den Befehl über die x-te Division', dann würde ich von Kopf bis Fuß blaß werden und mich ganz entschieden weigern. Und wenn man weiter darauf bestünde, würde ich aus dem Zimmer gehen, auf die Kremlmauer steigen und mich von dort in die Moskwa stürzen – so würde ich's machen!"

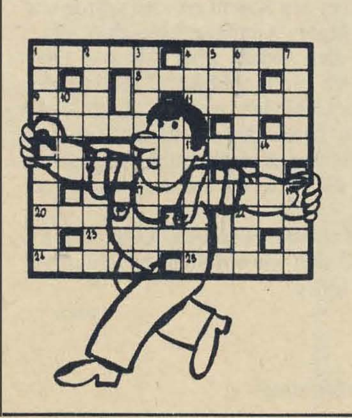
Lopachin hob die Arme über den Kopf, machte einen Satz und ließ sich wie ein Stein bäuchlings in das grüne Wasser fallen.

(gekürzt)

Illustration: Peter Muzeniek

Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. Staat im Himalaja (Indien), 5. deutsche Spielkarte, 9. Schlange, 13. Seestreitkräfte eines Staates, 15. Wiener Tanzgeiger und -komponist des vor. Jh., 17. Zeichenhilfsgerät, 18. Unterwassergeschoß, 19. Planet, 20. italienischer weiblicher Vorname, 22. synthetischer Kautschuk, 24. Modezeitschrift in der DDR, 27. Gestalt aus „Egmont", 29. Ringelwurm, 31. Himmelskörper, 34. See in der UdSSR, 36. Fluß im Osten der UdSSR, 37. Kommandostelle, 39. Erdteil, 40. heimliches Gericht im Mittelalter, 42. Singvogel, 43. Staat in Südamerika, 45. wundertätige Schale, 48. Gartenblume, 50. ausgestorbener Riesenvogel, 52. Dreisatzrechnung, 54. vergleichende Sprachwissenschaft, 56. englisches Bier, 57. Habe, Besitz, 59. Furche, 60. Weinlaube, 65. Strom in Westafrika, 68. Gebirgsstock auf Kreta, 69. Nebenfluß des Rheins, 70. Schwingblatt, 73. männliche Gesangsstimme, 75. chilenischer Politiker, 1973 ermordet, 77. Erbfaktor, 78. Berg, Vorgebirge, 80. warme Heilquelle, 81. weiser Berater, 82. Nordwesteuropäer, 84. Halbton, 86. sportlicher Betreuer, 88. tschechischer Philologe des vor. Jh., 90. Verkehrsdelikt, 91. elektrisch geladenes Masseteilchen, 92. Reinigungsmittel, 93. Militärtrupp, 96. Stadt im Bezirk Magdeburg, 100. Angehöriger eines Göttergeschlechts, 102. Bucht, 104. griechischer Buchstabe, 105. das Verzögern in der Musik, 106. Zwergengeschlecht in der germanischen Sage, 107. Ansturm auf die Kasse, 109. weiblicher Vorname, 112. Untiefe, 115. Ansprache, 117. japanischer Reiswein, 119. Aufgeld, Aufschlag, 120. tropische Echse, 121. Gleichstand, 122. Küchengerät, 124. Voranschlag, 126. spanische Stadt, 129. meteorologischer Begriff, 131. Tage des altrömischen Kalenders, 132. Gattung, Art, 135. südfranzösische Stadt, 137. Segelstange, 139. Oper von Verdi, 140. Ladenauslage, 143. Briefbeginn, 144. Hundezwinger, 145. Nach-, Niederschrift, 146. im Altertum Stadt in Mittelgriechenland, 147. Niederschlag, 148. wohlriechende Gartenblume.



Senkrecht: 1. Orchideenknolle, 2. Staat in Ostafrika, 3. Vollkerf, 4. Staat in Westafrika, 5. Weltorganisation (Abk.), 6. römischer Kaiser, 7. Tanzschüler, 8. Wagenteil, 9. Zahl, 10. nordfranzösische Stadt, 11. Nadelbaum, 12. Grünfläche, 14. älteste lateinische Bibelübersetzung, 16. Erfinder des Dynamits, 21. Wundmal, 23. islamischer Rechtsgelehrter, 25. Fußrücken, 26. kraterförmige Senke, 28. Farbe, 30. Art der Fortbewegung, 32. Destillationsprodukt, 33. deutscher Rechenmeister, 35. Getreidespeicher, 38. Hafenstadt in Marokko, 41. Wochentag, 42. dickflüssiger Obstsaft, 43. Fußhebel, 44. Gerte, 46. Schriftsteller, NPT, gest. 1979, 47. Saiteninstrument, 49. Nachkomme, 50. Typ sowjetischer Düsenjäger, 51. weibliche Singstimme, 53. Bestandteil tierischer Fette, 55. slawische Birnengeige, 58. chemisches Element, 61. Sportreporter der DDR, 62. gerippter Kleider- oder Mantelstoff, 63. Teilzahlungsbetrag, 64. europäische Währung, 66. seltenes Mineral, 67. Sternbild des nördlichen Himmels, 71. Gestalt aus „Die Fledermaus", 72. einjähriges Fohlen, 74. Speisefisch, 76. Bühnensänger, gest. 1959, 77. ein Tau auf Segelschiffen, 79. internationaler Seenotruf, 83. Lachsfisch, 85. Stammvater eines Riesengeschlechts, 87. Stadt an der Elbe, 89. griechischer Buchstabe, 90. Abstellvorrichtung, 92. Futterstoff, 94. Palmenart, 95. seemännisches Längenmaß, 97. Flaschenzug, 98. weiblicher Vorname, 99. Laubbaum, 101. Abschluß, 102. chemisches Element, 103. Nebenfluß der Donau, 104. eine der Gezeiten, 108. altrömischer Lanzenreiter, 110. Rettich, 111. Oper von Verdi, 113. Auswahl, Auslese, 114. Vogel, 115. nordamerikanischer Schauspieler und Sänger, 116. römische Göttin der Jagd, 117. altnordische Prosaerzählung, 118. Lockermaterial, 123. Schwermetall, 125. Fluß im Kaukasus, 126. Schauspielerin der DDR, 127. Rand, Einfassung, 128. pflanzliches Kletterorgan, 130. spitzes, gotisches Ziertürmchen, 131. Sultanserlaß, 132. Anspruch aus der Sozialversicherung, 133. Kabelinneres, 134. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper", 136. Milz, 138. Kopfschmuck, 141. spanischer Küstenfluß, 142. Wacholderbranntwein.

Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 140, 105, 145, 66, 52, 144, 19, 81, 98, 23, 106, 62, 65, 93, 67, 86, 61, 15, 54, 131 und 18 ergeben in dieser Reihenfolge einen Raumflugkörper zum Aufspüren von Rohstoff- und anderen Reserven. Wie heißt er? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 4. 1983. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 4/83.

Auflösung aus Nr. 2/83

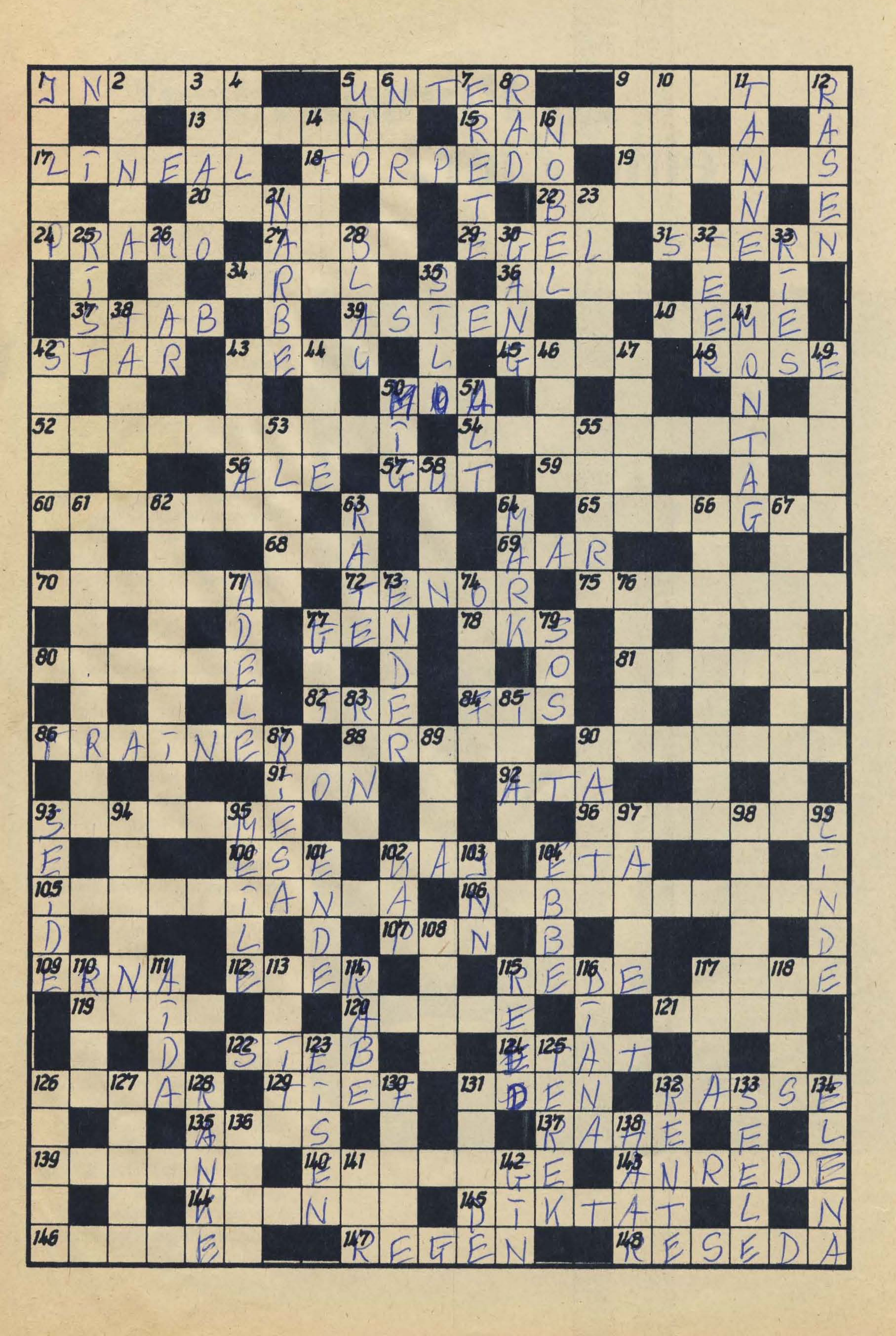
Preisfrage: *Die richtige Antwort lautet: Parade des Soldatenliedes. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

Waagerecht: *1. Tiefe, 4. Eremitage, 10. Dakar, 13. Hege, 14. Lima, 15. Senor, 16. Egge, 17. Bein, 18. Minne, 19. Elle, 21. Tee, 23. Esse, 25. Asam, 28. Riester, 31. Sète, 33. Radames, 35. Mistral, 36. Gala, 37. Amin, 38. Triesel, 41. Marat, 44. Neurose, 48. Atair, 49. Parameter, 54. Iwein, 55. Rom, 56. Ner, 57. Anopheles, 62. Tonleiter, 66. Ebene, 69. Arate, 71. Ate, 72. Leder, 75. Mare, 76. Regel, 77. Gicht, 79. Mira, 80. Bar, 81. Air, 82. Not, 83. Ross, 86. Start, 87. Iskar, 88. Baku, 90. Arion, 91. Ort, 93. Tenor, 94. Anion, 96. Dodekanes, 100. Eberesche, 105. Ter, 107. Moa, 108. Sonde, 109. Sarabande, 111. Fauna, 112. Element, 116. Belka, 119. Adlatus, 123. Eibe, 124. Rute, 125. Kerosin, 127. Egalité, 130. Oder, 131. Etalage, 135. Anis, 136. Lear, 138. Rad, 139. Mana, 142. Kette, 143. Rahe, 144. Isar, 145. Trier, 146. Spat, 147. Inge, 148. Norne, 149. Donatello, 150. Monat.*

Senkrecht: *1. Tessar, 2. Einrad, 3. Ehre, 4. Egel, 5. Reger, 6. Miete, 7. Tibet, 8. Glier, 9. Eins, 10. Dame, 11. Kenner, 12. Riegel, 20. Liege, 22. Ester, 24. Seine, 26. Saar, 27. Made, 29. Imam, 30. Etat, 31. Star, 32. TASS, 34. Salep, 35. Miner, 38. Trara, 39. Imago, 40. Sarah, 42. Adam, 43. Agen, 45. Udine, 46. Orest, 47. Einer, 50. Are, 51. Rose, 52. Tete, 53. Ero, 58. Nora, 59. Pate, 60. Lebertran, 61. Met, 63. Nachnahme, 64. Item, 65. Eder, 67. Balaton, 68. Negrito, 69. Amara, 70. Arasi, 73. Diwan, 74. Rasur, 76. Ras, 78. Tor, 84. ORWO, 85. Sole, 88. Bess, 89. Koch, 92. Rif, 94. Aser, 95. Neon, 96. Dosse, 97. Dante, 98. Kiepe, 99. Eta, 101. Bad, 102. Eifel, 103. Count, 104. Evans, 106. Rate, 107. Mark, 109. Satin, 110. Efate, 113. Lied, 114. Moor, 115. Neige, 116. Belt, 117. Leila, 118. Areg, 120. Degen, 121. Aula, 122. Usti, 125. Korken, 126. Reiter, 128. Indien, 129. Esprit, 131. Erato, 132. Arena, 133. Adige, 134. Email, 136. Lese, 137. Arad, 140. Arno, 141. Atem.*

Die Gewinner *unserer Preisaufgabe aus Heft 11/82 waren: Gefr. Frank Kliebisch, 1193 Berlin, 25,– M; Uffz.-Schüler Ronald Beyer, 7282 Bad Düben, 15,– M und Marion Feldmann, 1200 Frankfurt/O., 10,– M. Herzlichen Glückwunsch!*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann



Ist Pünklichkeit eine Zier?



CLAUS:

Urlaub ist immer zu kurz. Aber schön war's. Und wie! Ich war noch gar nicht recht in der Tür, da hat Claudia auch schon erklärt: „Über ernsthafte Dinge wird jetzt nicht gesprochen." Na, nichts leichter als das. Wir legten also erstmal alle Probleme auf Eis. „Da halten sie sich bestimmt bis morgen", hat Claudia gemeint. Und mir mit diesem Wink zu verstehen gegeben: Die Verhandlung wird lediglich vertagt. Vergessen ist nichts. Wäre ja sonst auch zu einfach gewesen. Und irgendwie hat Claudia damit schon recht. Wer Mist macht und ungeschoren davon kommt, wird leichtsinnig und treibt es dann umso schärfer.

Als ich allerdings die Reise antrat, um meine „persönlichen Probleme" zu klären, habe ich darüber noch ganz anders gedacht. Knuth, unser Gruppenführer, hatte mir mit auf den Weg gegeben: „Nutzen Sie diese beiden Tage und bringen Sie endlich in Ordnung, was Sie und Claudia bedrückt." Gute Worte, einverstanden. Bloß ich übersetzte sie falsch. In Ordnung bringen hieß für mich, mich möglichst elegant aus der Affäre zu ziehen. Feige war ich. Das gebe ich zu. Aber nicht aus böser Absicht. Ich wollte Claudia nur nicht verlieren. Und deshalb habe ich mir noch während der Bahnfahrt die schönsten Reden ausgedacht. Von „das kann jedem doch mal passieren" bis „es ist überhaupt nichts geschehen". Bloß keinem weh tun mit der Wahrheit. Claudia nicht. Erst recht nicht mir. Was sich damals während des verflixten Ausgangs zwischen diesem anderen Mädchen und mir





abgespielt hatte – Schwamm drüber. So hieß die Parole. Und ich stellte mir im Zug eine völlig verheulte und verschnupfte Claudia vor und bestätigte mir: Ehrlichkeit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr. Die volle Wahrheit, so redete ich mir ein, kann man nur dem sagen, der sie verkraftet... Und dann stand Claudia in der Tür, strahlte mich an und sagte: „Morgen!" Das war vielleicht Größe!

Und damit begann der erste Urlaubstag, den Knuth für mich auf Grund „persönlicher Probleme" durchgeboxt hatte, ausgesprochen sonnig und heiter. Anfangs traute ich dem Frieden zwar kaum. Aber Claudia hatte sich anscheinend auch ein Programm zurechtgelegt. Zweifellos war das besser als meins. Wir liefen wie früher durch die Straßen. Dann, ich dachte, mich tritt ein Pferd, schleppte mich Claudia ins Museum. Da war eine Ausstellung zu sehen, die hatte den Titel „Junge Liebe". Mann, war das komisch: Mein Mädchen und ich vor all diesen Liebenden in Öl, in Bronze gegossen, in Stein gehauen. Gefühle, die für die Ewigkeit halten. Und mir saß immer noch die Sache mit der Anderen im Nacken.

Am Abend Treff mit der Brigade. Das hatte Claudia ebenfalls noch schnell arrangiert. Anfangs kam zwar keine Stimmung auf. Wenn man sich so lange nicht sieht, ist das höchstwahrscheinlich nicht anders. Die Jungs haben ihre Probleme auf dem Bau, ich habe meine in der Truppe. Mit „erzähl doch mal" und so auf die Schnelle kratzt man doch nur auf der Oberfläche 'rum. Außerdem waren die Jungs sauer auf sich, weil sie mir zwar versprochen hatten, daß wir in Verbindung bleiben. Doch dann, wie so oft: Still ruhte der See. Vor allem der Brigadier war drauf und dran, heftig auf Selbstkritik zu machen. Was sollte der Quatsch? Der Haken war eben, daß die Jungs sich vorgenommen hatten: Wir bleiben dran. Denn wer ist wir? Da hat sich einer auf den anderen verlassen. Jetzt haben wir endlich Klarheit geschaffen. Pelle wird künftig mein „personengebundener Briefpartner" sein. Pelle ist der FDJ-Natschalnik in der Brigade. Damit ich in den nächsten Jahren bei der Fahne stets weiß, was auf dem Bau so Linie ist, wird Pelle mir auch die Betriebszeitung schicken. Das haben wir dann kräftig mit ein paar Bierchen begossen. Und dann ab nach Hause. Claudia nahm ich selbstverständlich mit.

Meine Mutter wartete schon. Sie hatte sich mit Kochen und Backen halb umgebracht. Als wir kamen, war sie schon im Nachthemd und gähnte entsetzlich. Aber ihre Müdigkeit war sicher bloß Mache. Denn ich kenne meine alte Dame. Die haut sowas nicht um. Sie hat mir aber sicherlich angesehen, daß ich um diese vorgerückte Stunde was

besseres wußte als in Familie zu machen. Jedenfalls hat sie mich und Claudia am nächsten Morgen auch erst gar nicht geweckt.

Was soll ich sagen. Zum Schlafen sind wir sowieso kaum gekommen. Den Rest Sonderurlaub haben wir in Sachen „Fehltritt" getagt, und Claudia hat mich auseinander genommen. Von wegen Treue. Und daß man sich ganz besonders während einer Trennung aufeinander verlassen muß. Denn wenn da erst einmal Zweifel aufkommen, dann geht man an den Zweifeln kaputt. Das habe ich schnell eingesehen. Schon deshalb, weil ich auch von Claudia verlange, daß sie fest zu mir steht. Was mir jedoch am meisten imponierte und warum ich mir trotz aller Einsicht streckenweise ziemlich jämmerlich vorkam, war Claudias Haltung. Denn fest steht eins: Ich an ihrer Stelle wäre mir noch in der ersten Sekunde unserer Begegnung mit Vorwürfen an die Kehle gesprungen und hätte getobt. Wer weiß, wie das ausgegangen wäre.

Ehrlich, Leute: Streiten kann man sich auch mit Niveau. Es kommt gar nicht darauf an, wer am lautesten brüllt. Das jedenfalls habe ich in diesen Tagen genau begriffen.

Dennoch ging der Urlaub leider übel zu Ende. Ich habe nämlich meinen Zug verpaßt. Um 2.34 Uhr hätte ich abfahren müssen. Dummerweise schlummerte ich da gerade traumlos in Claudias Armen. Wir hatten uns bloß mal so hingesetzt – und so ist es passiert. Wir sind eingeschlafen. Mit drei Stunden Verspätung kam ich aus dem Urlaub zurück. Knuth war ungeheuer sauer. Er tat, als hätte ich vorsätzlich und aus böser Absicht den Zug verpennt. Er ließ nicht mit sich reden, obwohl ich ihm die ganze Geschichte haarklein auseinandergesetzt habe. Schließlich hatte ich fast den Eindruck, er nahm das Zuspätkommen persönlich. Schließlich hatte er sich ja am meisten dafür eingesetzt, daß ich zu Claudia fahren konnte. Doch gerade deshalb hätte ich ihn doch nie mit Absicht enttäuscht. Mindestens dreimal habe ich mich bei Knuth entschuldigt. Und das Ergebnis? „Sie haben überhaupt nichts begriffen", hat mein Gruppenführer geschäumt. Und dann: „Das wird noch ein Nachspiel haben!"

Nun sitze ich da mit meinem Talent und versuche, zu begreifen. Unteroffizier Knuth hat mir für meine Urlaubsüberschreitung eine „Kollektivmaßnahme" aufgebrummt. Erstaunlich übrigens, was bei der Fahne alles unter „Maßnahme" fällt. Hätte er mich ins Theater geschickt, wäre das ebenfalls eine gewesen. Doch auf alle Fälle wäre die mir maßnahmemäßig viel lieber gewesen. So aber muß ich jetzt vor der Gruppe öffentlich Rede und Antwort stehen. Liebe Leute, das wird ein Drama. Soll ich vielleicht vor versammelter Mannschaft erklären, ich hab' da süß und selig in Claudias Armen gelegen? Die Jungs fallen mir doch vor Lachen glatt um. Und wie bekomme ich dann die Kurve für die große Selbstkritik? Urlaubsüberschreitung, Verstoß gegen die militärische Disziplin. Mann, sind das Worte! Na, irgendwie werde ich das schon drehen. Nur soll mir keiner mehr kommen und sagen, daß nicht sündigt, wer da schläft.

CLAUS an CLAUDIA:

Mein liebes Mädchen!

Die Stunden mit Dir waren einsame Spitze, nur leider waren es drei Stunden zu viel. Ich habe dafür einen Verweis gefangen. Das ärgert mich sehr. Was aber fast noch schlimmer ist: Die Jungs aus meiner Gruppe haben mich mächtig zusammengefaltet. Du weißt ja, daß wir im Wettbewerb stehen. Diesmal hatten wir alle Chancen, endlich mal eine Sonne zu sehen. Aber mit einem Fall wie mir ist die Gruppe weg vom Fenster.

Schreib' mir ganz schnell. Ich bin ziemlich geklatscht. Wenn ich nur wüßte, wie ich das ausbügeln könnte. Vielleicht fällt Dir etwas ein? Was mich betrifft, ich habe ja wirklich gründlich begriffen, daß Pünktlichkeit für einen Soldaten weitaus mehr ist als eine Zier. Und trotzdem frage ich mich im stillen: Hätte unser Gruppenführer nicht wenigstens dies eine Mal ein Auge zudrücken können? Was meinst Du?

Text: Christine Zenner
Bild: Manfred Uhlenhut



Im nächsten Heft:
Im dritten Anlauf ein Held?



UNSER TITEL: Vorfahrt für Panzer auf der Brückenübersetzstelle (Bild: M. Uhlenhut). Siehe dazu die Seiten 6–11.



UNSER POSTER: Fla-SFL ZSU-23-4 „Schilka" können sowohl in den Gefechtsordnungen der Truppen als auch auf dem Marsch Luftangriffe erfolgreich abwehren. Bild: MBD/Fröbus

ar

ARMEE-RUNDSCHAU SOLDATENMAGAZIN

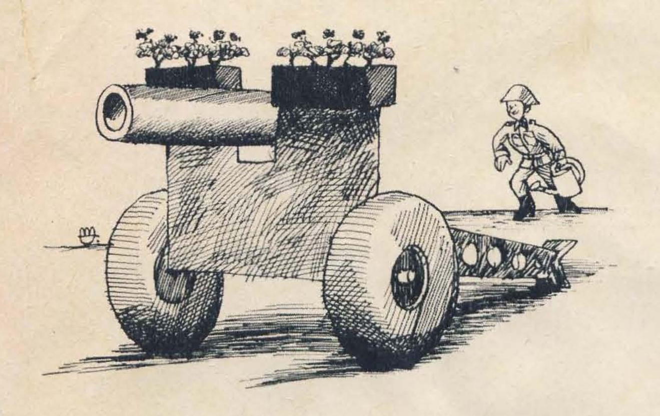
Herausgeber: Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, 1055 Berlin, Storkower Str. 158, Tel.: 4300618
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postfach 46130 – Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung: Joachim Hermann/Horst Scheffler
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion
Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark (Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

Redaktionsschluß dieses Heftes: 19.1.1983

Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR-7010 Leipzig, Leninstr. 16, Postfach 160

Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, 1055 Berlin, Storkower Str. 158, Tel.: 4300618/App. 330 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR. Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

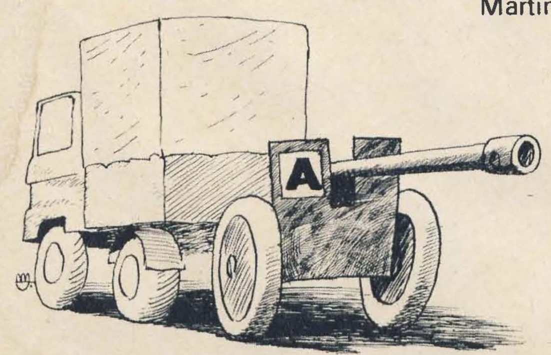
INHALT

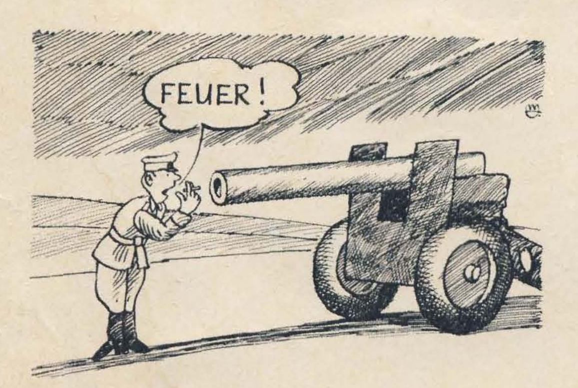


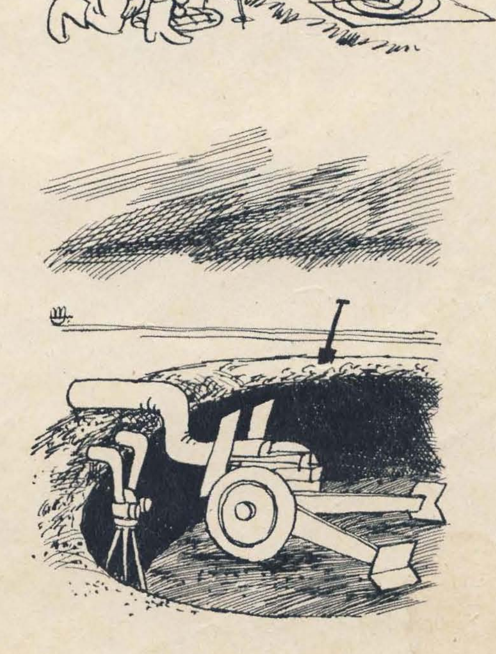


Aus allen Rohren

schoß unser Zeichner
Martin Jahn







ISSN 0004–2277, AR, Berlin, 28 (1983) 3, S. 1–100



Die Gewinnerin des „Goldenen Orpheus" 1981

Dagmar Frederic